

P.o.germ.

2107

w

NEUER
BEYTRAG
ZUR
ANGENEHMEN UND NÜTZLICHEN
UNTERHALTUNG
FÜR
ALLE STÄNDE.



P. 2. germ. 2107 w.

NEUER BEYTRAG

ZUR

ANGENEHMEN UND NÜTZLICHEN

UNTERHALTUNG

FÜR

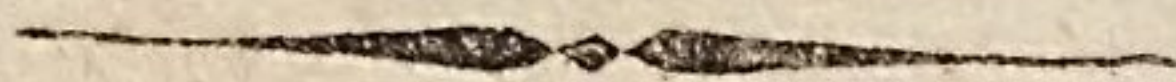
ALLE STÄNDE.



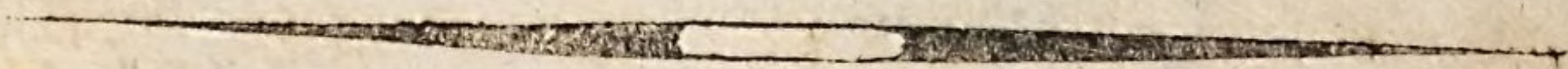
VON

JOSEPH PÁSZTHORY,

DIRECTOR.



Verlegt auf Kosten des Königlichen
Varasdiner Gymnasiums.



VARASDIN, 1821.

Gedruckt bey Johann Sangilla, Königl. priv. Buch

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1903/3087

E n t h ä l t :

1. Juliens Reue.
 2. Göttliche Vorsehung, und
 3. Ein Lustspiel in zwey Aufzügen, unter dem
Titel: Die echte Tugend kann verkannt,
aber nicht unterdrückt werden.
- 

JULIENS REUE.

EINE
FRANZÖSISCHE GESCHICHTE

VON
HERRN D'ARNAUD.

FREY ÜBERSETZT

VON
J. P. D.

Verlegt auf Kosten des Königlichen
Varasdiner Gymnasiums.

VARASDIN, 1821.

Gedruckt bey Johann Sangilla Königl. priv. Buchdrucker.

JULIAN ELLIOTT

1812

THE HISTORY OF THE

FOR

THE HISTORY OF THE

THE HISTORY OF THE

THE HISTORY OF THE

THE HISTORY OF THE

THE HISTORY OF THE

THE HISTORY OF THE

THE HISTORY OF THE

THE HISTORY OF THE

Das berüchtigte System, wodurch der Abenteurer Law, Frankreichs gänzlichen Geldmangel im Jahre 1716 auf ein Mahl durch Papier zu ersetzen versprach, stürzte nicht allein das durch so häufige Kriege erschöpfte Land in die grösste Verwirrung, es zog auch den Untergang vieler der ansehnlichsten Familien nach sich. Herr von Gourville war eines dieser unglücklichen Opfer, der nicht allein starke Capitallen, sondern auch die meisten seiner ligenden Güter bey dem jähen Fall der Billette verlor. Er konnte nicht mehr mit Anstand in der üppigen Hauptstadt leben, er musste sich in einer entfernten Provinz, mit seiner rechtschaffenen Gattinn, und einem unmündigen Sohn niederlassen; wo sie von dem kleinsten Rest ihres Vermögens dürftig ihre Tage verlebten. Der einzige, aber gründliche Trost, heiterte diese bedauernswürdige Familie auf, das sie, nicht durch eigene Schuld, sondern durch List und Betrug solcher

Menschen, denen das Land sein Wohl vertraute, um das ihrige gekommen waren.

Eine Tochter, mit der Frau von Gourville, bald nach ihrer Ankunft im Dauphiné niedergekommen war, vermehrte die Sorgen dieses edlen Paares, das, um einst seine Kinder, wo nicht am Gelde, doch reich an Tugend zu hinterlassen, ihnen frühzeitig die Grundsätze der Religion, und der schönsten Handlungen einprägte. Beyde Kleinen wuchsen, wie wohl besorgte Pflanzen, nicht nur mit äusserlichen Reitzen, als auch mit innerlichem Anmuthe geschmückt, herbey. Der Knabe, drey Jahre älter als seine Schwester Julie, erreichte schon das zehnte Jahr, als ein wackerer Mann, der eine hohe Charge beym Militär versah, in diese Gegend kam; er hörte von Herrn von Gourville, den er persönlich kannte, erfuhr zugleich sein widriges Schicksal, und war bereit, ihm wo möglich einen Dienst zu leisten. Er begab sich zu ihm, nicht mit dem Ansehen eines stolzen Gönners, der eine kleine Gabe dem Unglücklichen aufdringt, um ihn doppelt zu demüthigen, da er zugleich sich seiner Reichthümer brüstet, und den Nahmen eines Wohlthätigen, bey allen, denen er es mit Zusatz wiederhohlt, zu erringen. Er besprach sich auf eine freundschaftliche Art mit Herrn und Frau von Gourville, und verhiess, wofern sie ihm den Sohn anvertrauen wollten, diesen nicht nur gut zu erziehen, sondern auch einst in den Dienst des Königs zu befördern. Beyde Aeltern dankten der Vorsehung im Herzen, und dem edlen Menschenfreunde mit

Thränen, dass er sie, einer der größten Sorgen überheben wollte. Sie küsten den, nun mit Weinen von ihnen scheidenden Kleinen, dem sie, zur Tugend und Fleiss ermunternd, ihren väterlichen Segen theilten.

Nach der Abreise des Sohnes, blieb Julie der einzige Gegenstand der Liebe, und Sorgfalt der besten Aeltern; nichts war von diesen verabsäumt, um ihrem Lieblinge zur Frömmigkeit, Häuslichkeit, Unschuld und Reinlichkeit der Sitten, welche die erste Zierde des weiblichen Geschlechtes sind, aufzumuntern. Auch gediehen die Ermahnungen und Beyspiele der zärtlichsten Mutter vortrefflich, in dem schuldlosen Herzen des Mädchens, welches nun mit dem schönsten Körperbaue, und reizender Gesichtsbildung, die tugendhafte Seele verband. Glückliche schienen sich Herr und Frau von Gourville, selbst in ihrer Armuth; als sie plötzlich, durch Ränke eines Gewissenlosen Mannes, auch um das wenige Vermögen gebracht, sich auf einem kleinen Meierhofe, den er ihnen aus Mitleid zu überlassen sagte, in die kümmerlichsten Umstände versetzt sahen. Hier musste nun Herr von Gourville im Schweisse seines Angesichtes ein Paar Aecker bearbeiten, während seine herzhaftes Gattinn, die sich ohne Murren unter das Joch des Elends beugte, mit ihrer Tochter einen kleinen Garten, und die übrige Haushaltung zu bestellen übernahm. Eine Magd, die schon mehrere Jahre in ihrem Dienste stand, wollten sie nun mit dem ganzen Lohn entlassen, da sie nicht mehr im Stande wären, einen Dienst-

bothen zu halten. Allein dieses ehrliche Mädchen, so Mariane hiess, folgte ihnen in ihre kleine Wohnung mit dem Bethuern, dass sie nie ihre Herrschaft verlassen würde. „Nein,“ sagte das gutmüthige Geschöpf. „Sie haben mich immer redlich bezahlt, nie forderten Sie mehr von mir, als ich leisten konnte, mitleidig ertrugen Sie meine unvorsichtig begangene Fehler, und gütig pflegten Sie mich in meinen Krankheiten, sollte ich Sie nun verlassen, da Sie täglich mehr Wartung und Hülfe bedarfen? Nein! ich verlange keinen weitem Lohn von Ihnen, ich getraue mir die wenigen Nothwendigkeiten zu meiner Kleidung leicht im erübrigten Stunden zu verdienen. Ach! eines armen Dienstbothens Wünsche können so bald befriediget werden.“ Mit Dank war der guten Mariane ihr Wunsch gewährt, sie blieb nicht so wohl Magd, als Freundinn und Tischgenossinn dieser unglücklichen Familie.

Doch auf ein Mahl schien der Himmel sich für diese Leidenden zu erheitern, eine Verwandte der Frau von Gourville, die keine Kinder hatte, erfuhr das Elend, worin ihre Befreunde schmachteten, sie schrieb an sie, und verlangte, Julie sollte zu ihr nach Paris geschickt werden; sie wollte solche statt Kindes annehmen, und zur einzigen Erbin ihres Vermögens einsetzen. So vortheilhaft nun auch der Antrag der Frau von Subligni war, so hiess diese Verwandte, konnten sich doch lange die besten Aeltern nicht zu einer Trennung von ihrem geliebten Kinde entschliessen. Julie selbst schauderte vor diesen Ge-

danken. „Ach! theuerste beste Aeltern,” sagte sie, indem sie sich zu ihren Füßen warf, „lassen Sie immer Ihr Kind bey Ihnen bleiben, und Noth und Elend mit Ihnen theilen, die Armuth ist ja keine Schande, ich will für Sie arbeiten, und sollte diess nicht hinlänglich seyn, gern werde ich einen Dienst suchen, und mich zu den niedrigsten Arbeiten bequemen, wenn ich nur meine schätzbare Aeltern zuweilen besuchen, an Ihrem Busen weinen, meine kleine Ersparniss mit Ihnen theilen, und Ihnen sagen kann, dass Ihre Tochter kein grösseres Glück kenne, als Sie zu sehen und verehren.” Allein, Vater und Mutter fest überzeugt, Julien würde bey ihren Reitzen und Tugenden, wenn sie auch nur ein mittelmässiges Erbtheil bekäme, nicht an guten Partien fehlen, entschlossen sich, dem Glücke ihres Kindes kein Hinderniss in Weg zu legen. Sie bereiteten es also so gut sie konnten zur Reise, und nach langen und kräftigen Ermahnungen, ja nie die Bahn der Tugend zu verlassen, entliessen sie es aus ihren Umarmungen.

Mariane begleitete ihre junge Gebietherinn nach Paris, und hielt manches lehrreiche Gespräch mit ihr, das freylich aus keinem gelehrten, aber gewiss reinem Herzen floss. „Liebes Fräulein,” sagte das gutmüthige Mädchen zu ihr, „ich habe Sie in Ihrer ersten Kindheit auf meinen Händen getragen, und Sie nächst Ihren Aeltern am meisten geliebt, vergeben Sie mir, wenn ich für Sie, wie für mein eigenes Kind besorgt, Ihnen auch meinen wohlmeinenden Rath ertheile. Sie gehen in eine unermessliche Stadt

die am Reichthume nicht minder als an Lastern einen Ueberfluss hat; ach mein Fräulein, es scheint, als wäre Gottes Fluch über diese grosse Stadt, Sittlichkeit und Religion sind daraus verbannt, die Inwohner haben keine Zeit an Gott zu denken, ich war nur eine junge Dienstmagd allda, das zur gröbsten Arbeit gehalten wurde, und doch was hörte und sah ich für Gräuel, dass ich mich hätte in die Erde verkriechen mögen, und gewiss nichts sehnlicher wünschte, als Paris ja bald zu verlassen. Hüthen Sie sich von bösen Beyspielen hinreissen zu lassen, Sie haben eine so fromme Mutter, und einen tugendhaften Vater, von beyden werden Sie auf das zärtlichste geliebt, welch ein tödtlicher Stoss würde für Sie seyn, wenn ihr so gut erzogenes Kind je die Tugend verlassen könnte!“

Endlich langten Sie in Paris an. Mariane übergab das noch schüchterne Mädchen ihrer Tante, und trennte sich mit einem rührenden Abschiede von Julien, die fast in Thränen zerfloss, als sie nochmahls ihre guten Aeltern grüssen liess, und versprach recht fleissig an diese zu schreiben. Die ehrliche Magd kehrte mit schwerem Herzen zurück, ihr behagte Madame Subligni nicht. Diese Frau hatte ein sehr mittelmässiges Vermögen, sie war schon weit über die vierzig Jahre hinaus, konnte aber sich noch nicht entschliessen, die Welt, die sie bis zur Wuth liebte, zu verlassen: sie mengte sich in alle die lärmendste Gesellschaften, und kleidete sich trotz einem jeden Mädchen. Der ganze Dank aber, womit diese Vor-

liebe erwiedert war, bestand darin, dass man sie nicht daraus verbannen konnte, und sie hinterrücks eine alte aufgeputzte Närrinn, oder eine lächerliche Figur betitelte. Sie war unfähig nachzudenken, oder ein ordentliches Leben zu führen; sie mass ihr Daseyn nur nach dem Genusse jedes Tages, ohne weiter einen Blick in die Zukunft zu werfen. So war nun die Person beschaffen, die Juliens künftiges Glück befestigen sollte. Madame Gourville kannte sie und ihre Umstände zu wenig, und urtheilte, wie alle redliche Seelen, nach ihrer eigenen Gutmüthigkeit von ihr: ein Irrthum, der die traurigsten Folgen für sie, und ihre Tochter nach sich zog. Diese erhielt nun eine ganz andere Erziehung, sie hörte nie in dem Hause ihrer Tante den Nahmen Tugend, Frömmigkeit, oder Religion nennen, es wäre dann in der Absicht geschehen, um sie lächerlich zu machen; hingegen Aferreden, Putz und Festins waren desto häufiger auf das Tapet gekommen.

Frau von Subligni zu viel mit sich selbst, und der so genannten grossen Welt beschäftigt, konnte wie sie vorgab, nicht immer ihrer Nichte wegen zu Hause sitzen, viel weniger sie, aus Mangel des gehörigen Putzes, und aufgeklärten Verstandes, mit sich in die elegante Welt führen. Sie überliess daher solche meist der Aufsicht einer Frau, die oft in ihr Haus kam, und ihr die Stadtneuigkeiten zutrug, oder sonst ihre kleine Commissionen verrichtete. Madame Sauvarde, so hiess diese Person, war eine von jenen Weibern, die man mit dem Titel eines guten und dienst-

fertigen Geschöpfes beehrt, die, da sie keine eigene Beschäftigungen haben, immer bereit sind, jene der andern zu übernehmen, sich in Häuser einschleichen, wo sie durch Zuführung der Dienstmägde, oder bloss mit ihrer Geschwätzigkeit sich bey geschäftslosen Frauen nothwendig machen. Diese sollte nun den Geist der unschuldigen Tochter der Frau von Gourville bilden, sie führte sie spazieren, blieb auch wohl Stunden lang bey ihr, unterhielt sie von ihren Annehmlichkeiten, die so sehr unter den schlichten Kleidungen verborgen liegen, und von niemanden bemerkt werden können. „Ach, Mademoiselle! Ihre Wäsche ist zu grob für Ihre zarte Haut, und diese nur Stubenmädchen eigene Haube, verhüllt ja ganz Ihre schöne Gesichtszüge. Haben Sie keine Spitze, keine Diamanten?“ Das Wort Diamanten preste der armen Julie einen Seufzer aus der Brust, das der schlaunen Sauvarde nicht entging: „Sehen Sie ein Mahl in dem Spiegel das feine Bild, wie sehr würde es bey Spitzen und Diamanten gewinnen!“ Julie hatte leider es schon oft gethan, und der Spiegel zeigte ihr die Wahrheit der Reden dieser Frau; allein bey ihrer Armuth war an diese nicht zu denken. Sie gestand, dass sie schon manches Mahl gewünscht hätte, ihre Tante möchte ihr welche geben. „Ihre Tante,“ erwiederte Madame Sauvarde, „armes Kind! da werden Sie lange warten müssen, sie hat selbst wenige. Zudem, so liebt sie den Putz zu sehr, als das sie solchen Ihretwegen entbehren sollte. — Und zwischen uns gesagt, mein Fräulein! ich kenne die Umstände der Frau von Subligni besser als Sie. Nach

ihrem Tode wird kaum so viel übrig bleiben, dass Sie auf eine mittelmässige Art in Paris leben können. Sie ist eine sorglose Person, die mehr ausgibt als einnimmt, ihr Vermögen wird von Jahr zu Jahr geschmälert, es bleibt Ihnen nichts übrig, als da Sie noch jung und reizend sind, selbst vor sich zu sorgen. Diess könnte vielleicht durch eine gute Heirath geschehen, aber die sind nicht immer an der Hand, und ein armes Mädchen bloss wegen ihrer Schönheit nimmt man auch heut zu Tage nicht, und viel weniger aus Liebe zur Tugend. Ja, mein Fräulein! das Wort Tugend klingt angenehm, ich habe sie auch gehabt, so gut als Sie, und eine andere, aber bey der konnte ich leicht verhungern, sie schaffte mir keinen Bissen Brot zu essen, ich that endlich, was andere thun, ich war freundlich, gefällig, nahm Geschenke an, ach! hätte ich nur halb Ihre Liebenswürdigkeit gehabt, Gold würde es um mich gerechnet haben! Bewunderten Sie nicht neulich den prächtigen Wagen, Pferde und Bediente der Dame, die uns in den Thuilleries begegnete? Sie hielten Sie wenigstens für eine Marquisinn, nichts weniger, sie ist die Tochter eines gemeinen Bürgers, sie sah gut aus, hatte eine reine Stimme, war Sängerin, sie gefiel einem alten Juvelier, der sie öfters besuchte, sie nahm ihn artig auf, er beschenkte sie reichlich, sie putzte sich noch mehr auf, nun gefiel sie einem reichen jungen Herrn von Adel, er verschwendete mehrere Tausende, bloss um ihr aufwarten zu dürfen, und kurz darauf machte sie Bekanntschaft mit einem Herzoge, dieser kaufte ihr ein schönes Landhaus, nun ist sie, die den Ton

der schönen Welt gibt, ihr Haus ist der Sammelplatz von Grossen und Erhabenen, sie erfindet Moden, man richtet und kleidet sich nach ihrem Geschmacke, und dennoch ist, und war sie nie so schön, als Sie mein Fräulein.“

„Ausser denen so gibt es hier andere brave Männer, die ihre Reichthümer besser anwenden, und armen Familien aus der Noth zu helfen suchen, aber freylich keine Goldbörsen wegwerfen, um auf eine stolze Art abgewiesen zu werden, sie thun es in der besten Absicht, man muss also nicht Wohlthaten mit Grobheiten erwiedern. Sehen Sie, mein Fräulein! ich liebe Sie wie meine eigene Tochter, eben darum wünschte ich Sie glücklich zu sehen.“ Dass Madame Sauvarde, diese und dergleichen Reden Julien wiederholte, geschah nicht von Ungefähr, es war absichtlich, denn ein reicher Wollüstling vom Adel hatte das Mädchen in ihrer Gesellschaft gesehen, sie gefiel ihm, und nun trug er dieser Frau, die er als eine geschickte Kupplerinn kannte auf, das artige Kind, es möchte kosten, was es wolle, ihm zuzuführen. Sie gab ihm den hierzu nöthigen Unterricht, und zwar vor das erste die Bekanntschaft der eiteln Frau von Subligni zu suchen, während sie die Nichte von Vorurtheilen abzubringen unternahm. Es geschah beydes, der Marquis von Germeuil fand bald Gelegenheit mit Frau von Subligni bekannt zu werden, er begleitete sie aus einer Gesellschaft zu Hause, bath sich die Ehre aus, sie öfters besuchen zu dürfen, sah, wie von Ungefähr die Nichte, fand viel

ähnliches in dem alt römischen Gesichte der Tante, mit jener, und nachdem er die misslichen Umstände der Aeltern eines so liebenswürdigen Kindes erfuhr, erwachte vollends sein menschenfreundliches Gefühl, ihr aus aller Noth zu helfen. Stücke Zeug, feine Leinwand, Spitze und Juwelen folgten einander in das Haus der Frau von Subligni. Julie war bald wie eine Dacke ausgeziert, sie durfte nun mit der Tante in der eleganten Welt erscheinen, und diese fing an, die Gesellschaft der sonst langweiligen Sublingni erträglicher zu finden; indem man von ihr, die Blicke auf einen so reizenden Gegenstand richten konnte.

Indessen besuchte Herr von Germeuil fleissig das Haus der Frau von Subligni, er betheuerte, nicht eher sich zu Frieden zu stellen, bis er das Glück des Fräuleins von Gourville vollkommen befestigt hätte. Diese so wenig bedeutende Worte in dem Munde eines Höflings, waren von der schwachen Tante, und unerfahrenen Julie als ein förmlicher Ehe-Contract ausgelegt. Sie waren bald darauf von Marquis auf sein schönes Lustschloss zu einem Festine eingeladen, das bloss der Frau von Sublingi, und ihrer liebenswürdigen Nichte zu Ehren gegeben werden sollte. Man fuhr in einer prächtigen Kutsche dahin. Pracht und Schimmer eines üppigen Reichen erwartete sie allda, wo sie mehr als künftige Gebietherinnen, als Gäste aufgenommen waren. Eine mit den köstlichsten Speisen besetzte, überaus gezierte Tafel war in einem herrlich gemahlten Saale zubereitet. Musik, Wohlgerüche, Silber und Gold berauschten

die Sinnen der unglücklichen Julie, und hier war endlich, wo der verrätherische Bösewicht zuerst über ihre Unschuld siegte. Doch war die Täuschung von keiner langen Dauer, Germeuils Unbeständigkeit konnte von Juliens Reitzen nicht gefesselt bleiben, er war bald ihrer satt, verliess sie eben so leicht, als er sie theuer einst erkaufte.

Julie bemerkte es, sie liebte den Treulosen zu sehr, um nicht über seinen Verlust zu weinen. Noch mehr aber wuchs ihre Verzweiflung, als sie auch merkte Mutter von diesem Verführer geworden zu seyn. Sie entdeckte ihre traurige Lage der Tante, welche glaubte, den Marquis durch Prozesse zu einer Heirath mit ihrer Nichte zwingen zu können, da sie beyde von gutem Adel waren. Allein er schrieb ihr in einem spöttischen bitteren Tone, sie und ihre Nichte hätten sich adelig bezahlen lassen, und wofern sie nicht aufhörten, ihm zu drohen, wolle er der erste seyn, der beyden ihre Schande vor der Welt bekannt machen würde: um so mehr, da sie keine schriftliche Versprechung von ihm aufweisen könnten, auch müssten adelige besser, als gemeine Leute auf ihre Ehre halten; und diese nicht um Gold, Silber, Spitzen und Perlen, dem nächsten besten feil biethen. Dieser Brief drückte vollends beyder unglücklichen Hoffnung zu Boden. Madame Subligni aus Furcht, die Aeltern möchten sich bald um Juliens Umstände erkundigen, schrieb ihnen, ihre Tochter sey nach einer kurzen Krankheit mit Tode abgegangen.

Unbeschreiblich war der Schmerz dieser liebevollen Aeltern bey Erhaltung eines Berichtes, an dessen Wirklichkeit sie nicht zweifeln durften. Sie beweinten lang ihr geliebtes Kind, und nun blieb ihr einziger Trost, der Sohn, der ihnen oft Nachrichten von sich gab, und das rühmlichste Zeugniß seiner Vorgesetzten über seinen Eifer im Dienste, seine Rechtschaffenheit und persönliche Tapferkeit zuschickte. Unterdessen starb Madame Subligni plötzlich an einem Schlagflusse, Julie war durch diesen Todesfall in die misslichsten Umstände versetzt; dann, da die Tante ohne Testament gemacht zu haben, verschied, erhielt sie kaum den vierten Theil des ohne diess nicht grossen Vermögens. Doch die gutherzige Sauvarde kam bald mit Rathgebungen ausgerüstet, und verschaffte der schon zum Laster gewohnten Unglücklichen neue Bewunderer; welche ihr den Verlust des Marquis Germeuil ersetzten, und die theuersten Opfer dieser Göttinn brachten; bis endlich Dorival, ein General-Pächter, der eben so reich am Gelde, als armselig an Tugenden war, sie in seinen Schutz nahm; ihr ein eigenes Haus miethete, und sie in einem Ueberflusse an Möbeln, Kleidern und Bedienung versetzte. Glückliche konnte sich nun die Tochter des Herrn von Gourville schätzen, wenn nicht mitten in der Wonne, im Gewühle der Freude und Anbether das Gewissen, das selbst die Ruchlosesten beunruhigt, sie auf eine grausame Art gefoltert hätte. In der Mitte der Nacht erhob sich die Stimme der beleidigten Unschuld, und fragte Julien laut, ob sie die nämliche wäre, die einst im Schoosse der

Tugend erzogen, lieber eine Dienstmagd zu seyn wünschte, als den Weg der Ehre zu verlassen, und ihre Unschuld zu verlieren. Thränen folgten oft auf solche Rückerinnerung, die aber durch den Genuss der täglich sich erneuernden Freuden leicht verwischt wurden. Ein sonderbarer Zufall brachte endlich eine Hauptveränderung in dieser mit sich streitenden Seele.

Julie befand sich eines Tages in der grossen Loge der Oper, ihre Schönheit verdunkelte gleichsam alles, was da gefallen wollte, alle Augen waren auf sie gerichtet: Fremde fragten nach ihrem Nahmen, und die sie kannten, glaubten noch nie so reizend sie gesehen zu haben. Der Neid und Gram der Frauen war sichtbar auf ihren Gesichtern gemahlt, nichts fehlte zum Triumphe der schönen Tochter des Herrn von Gourville, ihre Eitelkeit war vollkommen befriedigt. Auf ein Mahl hörte sie in der Neben-Loge ein leises Gespräch, sie ward aufmerksam, denn es betraf ihre Person. „Was hältst Du von dieser Feen-Königinn?“ fragte ein artiger junger Herr, der ein Fremder zu sein schien, und eine einnehmende Gesichtsbildung hatte, „ist es nicht, als machte man bloss ihr zu Ehren diese Oper? Ist sie nicht ein Wunder aller Annehmlichkeiten und Reitze? Ach, dass ich nicht Dorivals Einkünften besitze! Denn solche Mädchen bekommt man nur nach dem Gewichte des Goldes.“ „In der That,“ erwiederte der Unbekannte, „ich sehe hier keine Liebenswürdigere, es ist die Schönheit selbst. Ach Freund! welch ein Schade,

Schade, dass das Laster so viele Reitze verunstaltete, und welch ein Unglück, dass man solche Weiber nicht wirklich lieben kann, indem eine wahre Zärtlichkeit sich immer auf Treue und Ehre gründet; und welcher Mann von Ehre würde einem solchen Geschöpfe seine Hand anbiethen wollen? das ärmliche Mädchen, das seine Unschuld besitzt, ist weit über sie erhoben. Wie beklage ich sie, da sie, selbst vor der Neugierde, welche sie erregt, nicht erröthet." Diese und ähnliche Reden, waren so viele Pfeile, die das Herz der übermüthigen Julie durchstiessen. Doch was sie am meisten schmerzte, waren die Worte des zweyten Redners, den sie bey dem ersten Anblicke, so liebenswürdig fand, dass sie auch unwillkürlich ihre Augen nach ihm richtete.

Kaum war sie nach Hause gekommen, als sie sich in ihr Zimmer verschloss, und sich dem tiefsten Gram überliess, da stellten sich ihr zuerst, wie bey einem Blitze, ihre Vergehungen auf das lebhafteste vor, und wie erschrack sie vor dem Abgrunde, in den sie der unselige Hang zum Putze, ihre Jugend, und ihre Leidenschaften stürzten! Sie rufte laut aus, „welch ein Zauber hatte meine Augen verblindet, welche hässliche Bilder umgeben mich, ich bin also in die Zahl jener verworfenen Dirnen herabgesunken, die, nachdem sie alle Schamhaftigkeit verloren, ein abscheuliches Gewerbe mit Lastern treiben, die zugleich zum Zeitvertreib der Wollüstlinge, und zur Verachtung der gesitteten Welt dienen! Also kann dieser ausgesuchte Prunk in Kleidern und Möbeln,

nicht die Schande decken, welche an meiner Person klebt? die geringste Magd, welche ihre Unschuld und Ehre bewahrt, hat mehr Recht auf die Achtung dieser Männer, die bloss der Müssiggang und Hang zu Lastern täglich zu meinen Füßen führt! Sie schmücken meine Lastern mit Diamanten, während sie mich in ihren Herzen verachten; und die Gefühl für Tugend haben, sehen mit Unwillen und Ekel auf mich. Wie sehr hat dieser junge Mann meine Seele verwundet! Niemand kann mich also wirklich lieben, niemand schätzen, niemand bemitleiden! wie sehr aber auch, wie gerecht war mein Stolz gedemüthiget! O meine theure Aeltern, ich habe euch beschimpft, ich bin euer unauslöschlicher Schandfleck geworden! Ich, die von euch Ehre und einen guten Namen geerbt habe! Ihr seyd im Unglück, und euer strafbare Tochter war im Ueberflusse! aber ihr habt nie den Mangel so gefühlt, als ich in diesem Augenblicke den Abgang des wahren Glückes empfinde; ich habe ein Gut verloren, das nie ersetzt werden kann, ich habe die Reinlichkeit einer Geburt befleckt, ich habe den wahren Adel eines tugendhaften Frauenzimmers herabgewürdiget. Vielleicht beweint ihr noch in diesem Augenblick meinen Tod, ach zärtliche Mutter, und du verehrungswürdiger Vater, wüßtet ihr, dass ich lebe, ihr würdet mehr Thränen über mein Dasein, als über meinen Verlust vergiessen. Aber ich habe keine Verwandte mehr, ich bin eine Unglückliche, die an kein Band, als an jenes der Sünden gefesselt ist, der Himmel und die Erde müssen mich verabscheuen, mich bestrafen!“

Auf diese Weise klagte Julie im Innern ihres Herzens nicht nur den Abend, sondern mehrere Tage, ihre Munterkeit verlor sich, ihre Gesundheit selbst litt darunter. Umsonst suchte Dorival durch neue Geschenke, umsonst der Haufen ihrer Anbether sie aus ihrer Schwermuth zu reissen, sie blieb gleichgültig gegen Geschenke und heitere Scherze. Einer dieser unbesonnenen Prasser, welche am öftersten um Julien schwärmten, kam einst mit jener vertraulichen Dreistigkeit, die Dummköpfe artigen Witz nennen, zu ihr: „Wohlan, kleine Königin“, sagte er an der Schwelle, „sind sie noch immer so übler Laune, wie die vergangenen Tage, und sprechen als eine Begeisterte von Moral; was Henker fiel Ihnen bey mit einem so schönen Munde, den wir nur zum Lachen und Scherz eröffnet sahen, jetzt Sittenlehren zu predigen. Doch wenn Sie noch nicht ganz von Ihrem Vapeurs geheilt sind, so bringe ich Ihnen einen Gesellschafter, mit dem Sie um die Wette moralisiren können, er ist bey meiner Seele eben so wenig geschaffen, auferbaulich in der Welt zu leben, als Sie, und doch hält ihn sein alter frommer General, als ein Muster aller Officiere, weil er, selbst den Feldprediger, wenn er zu frey spricht und handelt, seines Charakters erinnert. Doch, Sie müssen meinen Philosophen kennen lernen, ich habe Mühe gehabt, ihn hierher zu bringen; weil er sich nicht im Stande glaubte, Frauenzimmern Artigkeiten vorzusagen, folglich auch nicht beliebt bey Ihnen zu seyn wähut. In Ihrem Umgange, hoffe ich, wird er bald sein ernsthaftes Wesen ablegen.“ Mit diesen Worten führte

er seinen jungen Freund in Juliens Gemach, die eine sichtbare Verlegenheit zeigte, als sie in ihm den Fremdling erkannte, der jene Rede in dem Theater hielt, welche einen so kräftigen Eindruck in ihrer Seele machte. Sie wünschte sich an ihm zu rächen, und ihm auf eine spröde Art abzuweisen, allein selbst seine schüchterne Höflichkeit, mit der er sein Compliment angebracht hatte, nahm sie noch mehr für ihn ein, sie fasste den Entschluss, diess Mahl nichts merken zu lassen, wie empfindlich er sie gekränkt hätte, um bey Gelegenheit, wenn er etwa selbst käme, ihm desto nachdrücklicher die Beleidigung vorzuhalten. Wirklich war dieser Besuch nicht der letzte, den Daumal, so nannte sich der junge Krieger, Julien machte, ein unwiderstehlicher Hang zog ihn zu ihr.

Er traf sie eines Tages ganz allein an, eben als sie mit sich selbst in einem heftigen Kampfe war, und ihre schönen Augen von Thränen, die sie vergossen hatte, glänzten. Daumal wollte sich um nicht ungelegen zu seyn, entfernen: Sie hielt ihn zurück. „Nein,“ sagte sie, „Daumal! verlassen Sie mich in diesem Augenblicke nicht, Ihre Gegenwart ist mir zu meiner Beruhigung nothwendig. Setzen Sie sich.“ Daumal entzückt über diess freymüthige Geständniss, von einer Person, zu deren Herzen, wie er gehört hatte, nur durch Goldströme zu kommen möglich war, ergriff ihre Hand, die er mit Küssen bedeckte. „Ach! Mademoiselle,“ sagte er, „sollte es möglich seyn, dass Daumal Ihnen nicht gleichgültig sein könn-

te!" — „Und wie," fragte Julie entgegen „sollte der strenge Sittenbeobachter Daumal eine Person lieben können, die er in dem Theater so sehr unter die Classe der ehrbaren Dienstmägde setzte?" — Daumal liess sie nicht ausreden, er warf sich ihr zu Füßen. „Ich sehe, Mademoiselle, dass Sie meine Worte gehört haben. Wohlan, ich will Sie nicht durch eine unverschämte Lüge zu hintergehen suchen. Ja, ich bin sträflich, wofern Sie mir die Worte, so mir die Wahrheit selbst in den Mund legte, und das Mitleiden mit dem schönsten Wesen, das ich je gesehen habe, entlockte, nicht vergeben wollen. Aber, lesen Sie in meinem Herzen, Mademoiselle, konnte ich anders reden, als ich dachte? Die Vollkommenste ihres Geschlechtes sollte mit Brillanten prangen, die ihr das Laster angeheftet, wo sie mit der Tugend ausgeschmückt einen unendlich höhern Werth verdiente; ja ich zürnte in diesem Augenblicke nicht so auf Sie, als auf die Bosheit der Menschen, welche die schönste Zierde des Frauengeschlechtes, die Tugend, unter Gold und Juwelen herabwürdigen. Sie weinen, Mademoiselle?!" — „Ja mein Herr! ich fühle, dass ich nichts besitze, ich habe diese Tugend, die Sie mit Recht den wahren Schmuck der Frauen nennen, verloren. . . Ich habe sie gekannt, mein Herr, und es bleibt mir nichts übrig, als die Schande und Schmerz, sie verloren zu haben. . . Sie haben recht, mich zu verachten, mich zu hassen, ich selbst bin mir ja verhasst. . ." — „Sie hassen, Sie verachten, Mademoiselle? da Sie fähig sind, die Augen über Ihre Fehlritte zu eröffnen!" — „Ueber meine La-

stern, sagen Sie vielmehr, ach! die werde ich nie abhüßen, sie werden mich in das Grab geleiten, wohin mich die Verachtung der Menschen verfolgen wird."

„Nein Mademoiselle! Sie haben die Verachtung nicht zu fürchten, wenn Sie Ihr Herz der Reue eröffnen, sie ist die einzige, die nach dem Verluste der Tugend die Achtung wieder verschaffen kann." —

„Die Achtung, mein Herr! Nie, nie werde ich diese mehr erhalten können! Ach, einst hatte ich ein Recht auf die Achtung!" — „Sein Sie versichert, dass man Sie achten und schätzen wird, wenn Sie Herz genug haben, Ihrer jetzigen Lebensart zu entsagen. Aber, wird es mir erlaubt seyn, Mademoiselle! Sie zu fragen, welch trauriges Loos, welche grausamen Umstände konnten eine so edle, so empfindsame Seele in diesen Wirbel von Unglück stürzen? Die lebenswürdige Julie, war dazu geschaffen, um ein Muster der Tugend zu seyn." — „Gewiss liebe ich die Tugend, und fühle ihren Werth noch, ich durfte nur auf dem Pfade, den man mir einst gezeigt hatte, gehen. Allein ich verliess diesen, ich kam auf Irwege, die Welt, meine Unerfahrenheit, üble Beyspiele, und eine unwürdige Freundin verleiteten, und stürzten mich in eine Verkettung von Unordnungen, die mir das Leben verkürzen. Es ist schon eine geraume Zeit, mein Herr, dass ich in der Stille über mein Schicksal seufze, der falsche Schimmer, die Gesellschaft, alles, mit einem Worte ist mir ungelegen, Ihre Gegenwart allein, vor der ich mich am meisten

zu schämen hätte, scheint mir nothwendig, um mich aus der Last, die mich drückt, heraus zu arbeiten; ach schonen Sie meiner Empfindlichkeit nicht, zeigen Sie mir die Hässlichkeit des Schlammes, worin ich versunken bin, ich bin ja selbst in meinen Augen erniedrigt."

„Ich wiederhohle Ihnen, Mademoiselle, ein ernsthafter Vorsatz und die Rückkehr zur Tugend, wird Ihnen aller Achtung wieder verschaffen. Ach, Sie sind nicht die einzige, die auf eine ähnliche Weise verführt worden sind, mehrere Familien beweinen den Verlust ihrer Kinder, deren Geburt und Erziehung sie auf immer von der Verführung sichern musten." Bey diesen Worten hohlte Julie einen tiefen Seufzer. „Ach, mein Herr," sagte sie, „diess ist eben, was mich am meisten kränket, auch ich habe eine Familie, eine verehrungswürdige Familie, die ich durch meine Verbrechen auf immer entehrt habe." — „Sie müssen sie sehen, Mademoiselle, ihnen zu Füßen fallen, sie um Vergebung bitten, in den Schooss der Tugend zurückkehren, nm nie mehr solche zu verlassen." — „Wie? denken Sie, dass meine Verzweiflung, meine Thränen, meine aufrichtige Reue, Vergebung von den tugendhaften Aeltern erhalten könnten?" — „Zweifeln Sie nicht, Mademoiselle! und welches Herz sollten Sie nicht durch diese edle Gesinnungen gewinnen. Ach, dächte meine Schwester wie Sie!" — „Sie haben eine Schwester, Daumal?" — „Leider, Mademoiselle, die mich mit Schande bedeckt, die die beste Mutter in das Grab

gebracht, und bald einen ehrwürdigen Greis, meinen Vater dahin führen wird, der sie lang, als todt beweint, allein wir erfuhren, dass sie nur der Ehre, nicht der Welt zu leben aufgehört hat, sie zwang mich, Mademoiselle," setzte der edle Jüngling mit Thränen dazu, „meinen Namen zu verändern!" — Daumal ist also nicht ihr Name, Gott wie hiessen Sie vormahls?" — „Gourville." — „Ach, mein Bruder!" und Julie sinkt ohne Bewustseyn zu Boden.

Daumal blieb wie von Blitz gerührt, Julie eröffnet die Augen, wirft sich ihrem Bruder zu Füssen. „Ja, mein Bruder, Du siehst diese unglückliche Schwester, die lasterhafte Tochter des Herrn von Gourville, die nur noch den Tod zu wünschen hat, der ihr letzter Seufzer aber, nach dir und der Tugend sein soll. . . . Ich zertrete diese Zeugen meiner Schande!" sie riss mit Unwillen ihre Diamanten-Kette vom Halse, und schleuderte solche mit Verachtung von sich. „Mein Bruder! Du wirst mich zwar nicht mehr lieben, nicht mehr achten können, aber beklagen wirst Du mich gewiss, ich eile den niedrigsten Stand zu ergreifen, ach könnte ich in diesem meine vorige Unschuld finden! . . . aber sie ist auf immer, auf immer verloren!" sagte sie schluchzend. Daumal drückte sie in seine Arme. „Ergib Dich nicht der Verzweiflung, Schwester!" — „Wie? Du nennst mich noch Deine Schwester, grossmüthiger Bruder! Siehe, wo mich meine Schwachheit, die Liebe zur Eitelkeit und Reichthum, und einige Annehmlichkeiten, die ich nun verabscheue, verleiteten. Sie sind die Quel-

len meines Verderbens! Aber sprich, sage, diese lieben Aeltern, ich schaudere bey dem Gedanken, leben nicht mehr! Ich konnte den Tod meiner zärtlichen Mutter verursachen? Gerechter Gott, und mich lässt du noch leben! . . . Ach Daumal! lasse mich zu Deinen Füßen meinen Geist aufgeben." Ihr Bruder hob sie auf. — „Ich habe Dir schon gesagt, eine aufrichtige Reue kann Deine Fehler gut machen. . . Komme, lasse Dich zu dem Sterbebette unsers Vaters bringen. . . ." — „Was sagst Du? mein Vater! . . ." — „Er ist nahe an sein Ende, sie haben erfahren, was wir auf immer vergessen sollten. Meine Mutter ist vor Betrübniss gestorben, und mein Vater kam nach Paris, um zu erfahren . . . um dir zu vergeben, um in deinen Armen zu sterben. Meine Schwester! überlasse Dich nicht der Verzweiflung, er wird Dich wieder, als sein Kind annehmen, er liebt Dich gewiss.“

Sie hielten sich umarmt, konnten aber vor Wehmuth nur wenig, und abgebrochen mit einander sprechen, endlich nahm Julie das Wort: „Du wirst sehen, mein Bruder, dass ich einst würdig war, den Namen, den ich entehrte, zu führen. Ach! warum bin ich in diese heillose Stadt gekommen, unglückliche Verwandte, hättest du mich in meiner Armuth gelassen, die mir keinen Schimpf zugezogen hat! . . ." Der Bruder verliess nun seine Schwester, mit der Versicherung, nach einigen Tagen zu kommen, um sie abzuholen, weil sie doch jetzt zu dem neuen Schritte sich bereiten müsste, Julie benutzte diese

Zeit, sie verkaufte ihre Möbeln, verabschiedete ihre Dienerschaft, nahm eine einfache Kleidung, und erwartete ihren Bruder. Er kam, sie eilte ihm entgegen. „Bruder! ich habe etwas Geld, mein Vater wird es nöthig haben.“ — „Was sagst du,“ sprach er mit Unwillen, „lass diess Geld unter die Armen theilen, wollte Gott, das es Deine Schuld vertilgen könnte!“ — „Ach rede nicht weiter,“ sagte Julie mit Schmerzen, ich weiss, dass ich die verworfenste Kreatur bin, aber ich meinte, da mein Vater in der Noth ist. . .“ — „So lang ich einen Dienst, und Blut in meinen Adern habe, wird mein Vater nicht hungern, aber Dein Geld würde ihm beleidigen.“ — „Höre auf Bruder, stoss den Dolch nicht tiefer in diess blutende Herz, ich habe ja nur wenige Tage zu leben. Aber, wie wird mein Vater mich aufnehmen?“ — „Mit Liebe und Zärtlichkeit, wie seine Tochter . . . komm, ich habe ihn auch seither nicht gesehen, ich hatte meinen Dienst zu versehen, und zudem, so war ich selbst nicht genug zu diesem Auftritte vorbereitet.“

Sie waren eben im Begriffe dahin zu gehen, ein Geistlicher tritt hastig in das Zimmer, „endlich finde ich Sie,“ sagte er, „haben Sie die Güte mir zu folgen, es ist keine Zeit zu verlieren, vielleicht kann Ihre Gegenwart, die Angst und Gewissensstürme, einer Sterbenden besänftigen.“ Daumal und seine Schwester sind unschlüssig, der Geistliche dringt in beyde, sie folgen ihm, er führt sie in einer Miethkutsche in ein Haus, das am Ende einer entfernten Vorstadt

lag, sie stiegen, durch eine finstere Treppe, bis unter das Dach, wo alles das Bild der äussersten Dürftigkeit zeigte, eine röchelnde Stimme tönt ihnen, auf einem schmutzigen Bette, das kaum mit wenigen Lumpen bedeckt war, entgegen.... — „Ach Mademoiselle, wie danke ich Gott, dass ich vor meinem Ende noch Sie um Verzeihung bitten kann. Sehen Sie die Tugend selbst, die ich durch meine teuflische Bosheit, durch meinen Rath und Antrieb, ihrem Verderben zuführte..." — „Madame Sauvarde," schrie Julie, „in welchem Zustande finde ich Sie!" — „Ja Mademoiselle, ich bin diese Elende, welche Sie in das unordentliche Leben stürzte, sehen Sie den Lohn, den ich dafür empfangen habe, und doch ist er nur ein Vorläufer ewiger Strafen, Sie sehen meine grässliche Armuth, sie ist die Frucht von fünfzig Jahren, die ich in Lastern aller Art zugebracht, nun soll ich Rechnung davon geben, und es findet sich nicht ein Tag, der nicht laut wieder mich zeugt... Ich erfuhr Mademoiselle, dass Sie Ihren Herrn Bruder gefunden, und mit Gott, der mich für meine und fremde Sünden züchtiget, sich zu versöhnen wünschen; ja, Ihre Reue wird ihn entwaffnen; aber ich Unglückliche! was habe ich von seiner Barmherzigkeit zu erwarten... Nein, für mich ist gar keine Gnade zu hoffen, ich bin auf ewig von ihm verstossen!"

Bey diesen Worten liess sie ihr Haupt in ihre Hände sinken, und vergoss einen Strom von Thränen. Der menschenfreundliche Priester sucht sie zu trösten, er spricht ihr von der Güte und unendli-

chen Barmherzigkeit Gottes, von dem bitteren Leiden des liebevollen Erlösers, der alle Sünder, seinem ewigen Vater zu zuführen wünschte. Madame Sauvarde hörte mit Aufmerksamkeit zu, küsste mit Entzücken das Bild des Gekreuzigten, aber bald verfiel sie in ihre vorige Verzweiflung, warf es mit Unmuth von sich. . . „Es ist unmöglich! dass er mir vergebe, ich höre meine Verdammniss in meinen Ohren schallen, ich sehe den Abgrund, der sich eröffnet, der mich verschlingt. . . Sie schleppen, sie schleppen mich mit sich. . . wo fliehe ich hin? . . . wo verberge ich mich!“ —

Diese Unglückliche, mehr einem Gerippe, als Menschen ähnlich, blass, zitternd, verstört, stürzt aus ihrem Lager. Julie von Mitleid bewegt, vergisst das Ekelhafte in diesem Gegenstande des Elendes, reicht ihr die Hand, „sammeln Sie Ihren Geist Madame, erkennen Sie mich; glauben Sie mir, dass ich Ihren Jammer fühle, und alles darum gäbe, um Ihre Schmerzen zu lindern.“ — „Ach, sind Sie es, Mademoiselle, sind Sie, die ich so grausam verführt habe, ich bin Schuld an Ihren Fehlern, ich habe Sie der Tugend, Ihrer Familie, und der Religion entrissen, und für Geld Ihre Ehre verhandelt.“ — „Sprechen wir nicht von unsern Fehlern,“ unterbrach sie Julie, „denken wir nur, wie wir Gottes Zorn, den wir beyde verdient haben, von uns abwenden. Ach! wäre ich so tugendhaft gewesen, so würde ich mich nicht haben von dem Pfade, den mir meine rechtschaffenen Aeltern gezeigt haben, verführen lassen.“ Sie warf sich mit Lebhaftigkeit auf ihre Knie. „O mein Gott!“

sagte sie, „ich flehe Dich für uns beyde um Barmherzigkeit an. Vater! vergib uns, deinen unwürdigen Geschöpfen, erhöre unsere Stimme, und wende dein Ohr nicht von unserem reumüthigen Rufen. Vereinigen Sie Madame Ihr Gebeth mit dem meinigen, der Himmel wird sich mehr erbarmen, er sieht unsere Herzen.“

Der Geistliche und Daumal staunten über den Eifer einer Person, die in der ersten Blüthe ihrer Schönheit den Boden mit ihren Thränen benetzend, mit solcher Reue zu dem Barmherzigen bethete. Daumal will seine Schwester aufheben, — „Nein Bruder,“ sagte sie, „ich kann nicht genug Thränen vergiessen, um meine Sünden abzuwaschen, ich finde mich strafbarer in diesem Augenblicke, als diese Unglückliche, musste ich Ihren Rath folgen? Ach die Tochter solcher Aeltern, musste selbst diese Verirrte auf den Weg der Tugend zurückführen.“ Madame Sauvarde verfiel wieder in ihre Schrecken und Raserey, die Züge des Todes gruben tiefe Furchen in ihr Gesicht, ihre Augen rollten fürchterlich, ihr Haar sträubte sich empor, sie brüllte mehr, als sie schrie, rettet mich ... rettet mich, helft mir! Der Priester besprengt sie mit geweihten Wasser. — „Ich brenne, ich brenne! ... die Flammen verzehren mich... O mein Gott, du hast mich also verdammt, ich falle, ich stürze in den Abgrund, hülfe, hülfe! ...“ Sie verschied endlich unter tausend Aengsten, und ward ein grässlicher Anblick der Anwesenden. Julie und Daumal entfernten sich bestürzt aus dem Orte des Jammers.

„O Gott!“ sagte Daumal, „welch ein Ende des Lasters; Schwachheit, Angst, Verzweiflung und Schrecken umgeben das Bett der Bösen! wie ganz anders stirbt der Tugendhafte, ruhig und sicher gibt er seinen Geist auf, als ein Darlehn des Himmels, das ihm auf eine Zeit auvertraut war. An ähnlichen Proben soll man jene vorgebliche glückliche erwarten, die so oft von uns beneidet werden. „Nein, Schwester, und wenn keine andere Strafe, als solch ein Tod die Bösen erwartete, müsste man dennoch unsinnig seyn, das Laster der Tugend vorzuziehen.“ Unter diesem Gespräche erreichten sie das Haus, wo Herr von Gourville seine Wohnung hatte, ein kleines Zimmer ging jenem vor, wo der Alte krank lag. Daumal öffnete die Thür, Julie will ihm folgen, er hält sie zurück. . . . Verweile hier einige Augenblicke.“ — „Warum sollte ich nicht zu den Füßen meines Vaters eilen?“ — „Du wirst ihn sehen, meine Schwester, aber bedenke, dass diese Zusammenkunft eine Vorbereitung erfordert.“

„Vorbereitung,“ sagte Julie allein, „so weit haben mich also meine Fehlritte gebracht! . . . ein Kind muss die Zeit abwarten, um sich den väterlichen Blicken zeigen zu dürfen, aus Furcht ihn zu beleidigen, . . . elende Julie, bist du nicht genug erniedriget! Die Thür gehet auf, wer ist die Person, die heraus tritt, und vor der die Unglückliche ihr Gesicht verbergen muss? Mariane, die ehrliche und getreue Dienstmagd, welche ihre Herrschaft in ihrer Noth nicht verlassen wollte, sondern sie bis an

das Grab bediente." — „Sind Sie es, mein Fräulein!" Julie von ihrer Lage gedrückt, vor einer Magd erröthen zu müssen, fällt auf ihrem Sitze zurück. — „Ja Mariane," antwortete sie mit gesenktem Haupte, und einer Fluth von Thränen, „ich bin es, die sie nicht anzusehen getraut, die ihre Gegenwart erniedriget. . . Mariane, sie hat sich nicht verführen lassen, sie hat ihren Stand nicht beschimpft, wie ihre Gebietherinn," Mariane fällt ihr weinend um den Hals. „Vergeben Sie, mein Fräulein diesem Ausbruche, aber, Sie haben uns wohl vielen Schmerz verursacht, ach das Gott erbarme, Ihre Frau Mutter starb vor Wehmuth, sie hethete noch in letzten Augenblicken zu Gott für ihr unglückliches Kind. . . Es war jene Madame Subligni allem Schuld, ich dachte wohl, das Ihnen Paris, und Ihre Gesellschaft nachtheilig sein würde, aber so weit hätte ich es doch nimmer vermuthet. . . Aber mein liebes Fräulein," fuhr diese gutherzige Dienerinn fort, „überlassen Sie sich nicht zu sehr dem Schmerz, Sie bereuen doch aufrichtig Ihre Fehler?" — „Ach Mariane, was ist die Reue gegen die unverletzte Tugend, ach dass ich schon im Schoose der Erde wäre." — „Mässigen Sie Ihre Verzweiflung, mein Fräulein, Ihr Herr Vater wird Sie mit Vergnügen sehen, er wird Ihnen vergeben, er ist so gut, und Gott ist ja auch Barmherzig. Wir müssen nur trachten, den guten Herrn zu trösten, er ist immer auf seinem Bette, Sie werden ihn, mehr von Betrübniß und Elend, als vom Alter entkräftet sehen. Lieber rechtschaffener Mann, könnte ich deine Tage mit den meinigen fristen! . . ."

Mittlerweile war Daumal in dem Zimmer seines Vaters. — „Nun, mein Sohn! ich habe Dich auch mehrere Tage nicht gesehen, aber Du hast Deinen Dienst, mache Deine Schuldigkeit mein Sohn, Du wirst darum bezahlt, hast mir nichts Neues zu sagen?... Sie will also mein graues Haupt mit Schande überhäuft in das Grab bringen, oder hat man mir eine falsche Nachricht von ihr gegeben, sie ist todt, nicht wahr, meine Tochter konnte ihre Pflicht nicht vergessen, konnte ihre Familie nicht beschimpfen!... Du schweigst und weinst, sie lebt also, und hat ihren Vater entehrt! . . . Ach, dass ich nichts mehr von ihr höre, und sehe! . . . Daumal, mein Sohn! hast Du sie gesehen, weiss sie, dass ich lebe, dass sie mich unzählige Thränen gekostet hat?“ — „Sie weiss mein Vater, dass Sie der beste, der Verehrungswürdigste sind, und dass sie die Strafbarste sey, aber mein Vater, die Reue führt Julie zu Ihnen, sie erkennt und beweint ihre Schuld, und wünscht nur zu Ihren Füßen zu sterben.“ — „Nein Daumal, ich habe Dir es gesagt, ich will sie nicht mehr sehen . . . ihre Fehlritte sind nicht zu entschuldigen . . . sieht sie ein, das Hässliche ihrer Aufführung?“ — „Sie ist durchdrungen von Reue.“ — „Sie muss es auch seyn, von einer solchen Mutter erzogen zu seyn, und so weit sich zu vergessen! . . . Hat sie sich um mich erkundiget? . . . Ach mein Zustand muss sie wenig bekümmern!“ — „Nur Sie allein, lieber Vater sind es, der sie im Leben erhält, sie stirbt vor Gram, wenn Sie ihr nicht verzeihen.“ — „Ach Daumal, ich muss meine Laufbahn endigen, ihr Anblick wür-

würde meine letzte Stunde verbittern . . . Sagst Du nicht, dass sie Reue empfindet." — „Vater, sie ist das unglücklichste Geschöpf, wenn Sie sie nicht verlassen, ihr Zustand erweckt Mitleid." — „Mein Sohn, Gott vergibt dem Sünder, er schickte ja desswegen den Heiland zur Welt, der wird ihr Herz erleuchtet haben. . . Jugend, Unerfahrenheit, böse Beyspiele werden sie mehr, als Hang zum Laster verführt haben. In ihr Herz war einst Keim der Tugend, und nicht des Verbrechens gepflanzt. . . Und wo mein Sohn, ist diese Tochter; die mir einst so lieb war?" — „Zu Ihren Füßen, mein Vater," schrie Julie, welche diese Worte vernahm, und hinein stürzte . . . „zu Ihren Füßen, wo sie nicht aufhören wird zu flehen, auch nicht ihr Gesicht von der Erde aufrichten, bis Sie ihr werden verziehen haben. . . Mein Vater! ich rufe nächst Gott Sie um Gnade an, verstossen Sie Ihr Kind nicht, das schon unter der Last ihres Verbrechens erliegen muss. . . Ich verdiene den Namen Ihrer Tochter, den ich entehrt habe, nicht, . . ich habe Himmel und Erde beleidiget, meiner Mutter Tod beschleuniget, es bleibt mir nichts mehr übrig, als mich in den dunkelsten Aufenthalt zu verschliessen. . . nur wollte ich vor meinem Tode Sie noch ein Mahl sehen, Sie um Vergebung bitten, Ihnen sagen, dass ich, mitten in meinen Verirrungen, nicht aufgehört habe, Sie zu schätzen und zu lieben. Vater! erbarmen Sie sich meiner, so wie Gott sich des Sünders erbarmet, wenn er ihn von Herzen anrufet. . . Lassen Sie mich mit dem Troste sterben, dass ich nicht mit Ihrem Zorne, von dieser Welt scheide!"

Julie kniete noch immer, und benetzte die Erde mit ihren Thränen; Herr von Gourville hatte nicht Kraft zu sprechen, sah sie mitleidig an, scheint einen Augenblick zu wanken, reicht ihr endlich mit Zärtlichkeit die Hand, die sie mit Inbrunst an ihre Lippen drückt, und mit ihren Thränen benetzt. — „Gott,” sprach dann der liebe Greis, „möge Dir so vergeben, wie Dir Dein Vater verzeiht.” Er richtete sich auf, und drückte sie an sein Herz, Julie konnte vor Schluchzen nichts vorbringen, als diese Worte: „O mein Vater! Sie stossen Ihr unwürdiges Kind nicht von sich... Sie vergeben mir... ich kann also mit dem Nahmen Ihrer Tochter sterben! ? ...” Daumal und Mariane mengten ihre Thränen mit beyden Gerührten, es war ein Bild, das sich denken, nicht beschreiben läßt.

Der lange Kummer, und nun die plötzliche Freude, verursachten eine zu heftige Erschütterung in dem baufälligen Körper des guten Alten, als dass er, nicht einige Tage seiner Auflösung näher gekommen wäre; er fühlte es, und bereitete sich zu dem Uebergange in das bessere Leben mit der Standhaftigkeit eines wahren Christen. Julie verliess das Bett ihres Vaters nicht, ihre Augen waren zwey Quellen geworden, die nicht versiegten, liebe reich fasste sie der gute Vater bey den Händen, und tröstete sie mit der unendlichen Milde des Allgütigen. „Julie,” sagte er zu ihr, „Du wirst den wahren Preis der Tugend erkennen, und die Quelle des reinen Vergnügens empfinden, Du wirst sehen, mein Kind, das alles

Blendwerk der Welt, nicht verdient mit einem guten Gewissen verglichen zu werden; und nur Gott ist es, der diese wahre Glückseligkeit den Menschen gibt. O mein Gott!" rief der Alte, aus dem Innern seines Herzens, „vollende dein Werk, und entziehe ihr nicht mehr deine Gnade, sondern bestärke sie in ihrem Vorsatze!"

Endlich erschien der Tag, den der laue Christ fürchtet, vor dem der Gottlose zurück bebt und zittert, nur der Gerechte mit Trost und Freude entgegen eilt. Herr von Gourville empfing die letzte Hülfe der Kirche, mit jenem Eifer und Zuversicht, die nur Menschen eigen ist, welche ihren Geist mit der Tugend und Religion genährt haben, er ermahnte noch seine Kinder zur Tugend und Rechtschaffenheit, empfahl ihnen die getreue Mariane, dann ertheilte er ihnen seinen Segen, indem er mit vollem Vertrauen sie dem Schutze des Allmächtigen empfahl, „mein Gott," sprach er noch mit vernehmlicher Stimme, „ich verlasse sie arm auf dieser Welt, aber du bist mächtig, und sie sind deine Geschöpfe!..." Bald darauf verschied er, gleich einer reifen Frucht, die keine Gewalt braucht, um abgeschüttelt zu werden, die Unschuld seines Lebens, und die Reinlichkeit seiner Sitten schienen auf seinem heiteren Gesichte zu ruhen. Welch ein Anblick für die Weltleute, die nur nach Vergnügen haschen! und welch ein Tod jenem der unglücklichen Sauvarde entgegen zu stellen! o Tugend! du bist also kein bloss erdichtetes Wesen? und sollte schon nicht die Natur, Vor-

nunft und Religion von der Wahrheit eines ewigen Lebens sprechen, so müssten doch solche Beyspiele den Weisen zur Tugend aufmuntern.

Daumal und Mariane beweinten den Tod des Frommen, aber Juliens Betrübniß bey dem Leichnahme ihres Vaters ist nicht zu schildern, mit zerstreutem Haare warf sie sich auf den Erblassten, zerschlug die Brust, und klagte sich als Mörderinn ihrer Aeltern an. Und nachdem er begraben war, eilte sie sich zu den Füßen einer Vorsteherinn des strengsten Frauenordens zu werfen, und bath aufgenommen zu werden: diese tugendhafte nicht minder, als vernünftige Person, prüfte ihren Geist, und nach dem Probejahre wurde sie aufgenommen. Mariane folgte ihr als Leyschwester in das nämliche Kloster. „Mein Fräulein,“ sagte ihr diese ehrwürdige Dienerinn, „ich rechnete einst in dem Dienste Ihrer guten Aeltern mein Leben zu enden... Gott nahm sie mir, ich gehöre von nun an ihm allein;... aber ich werde Sie bis an mein Ende lieben, wir wollen nun dasjenige treu halten, was wir dem höchsten Herrn gelobt haben, in dessen Dienst wir beyde getreten sind.“ „Ach gute Mariane!“ erwiederte Julie mit Weinen, „Du bist in den Schooss eines liebevollen Vaters gekommen, aber ich habe einen gerechten und erzürnten Richter zu besänftigen. Er wird mir nicht vergeben, ich habe ihn zu sehr beleidiget... Bethe, bethe fromme Seele für mich Verworfene!“ Diese zwey Personen erbauten die ganze Gemeinde mit der strengsten Ausübung jener Re-

geln, die ihr Stand erheischte; aber Julie machte sich noch mehr Pflichten, ingedenk, dass sie ihre Sünden abzubüssen sich vorgenommen hatte; sie lebte fast vom Brot und Wasser, das sie mit ihren Thränen vermengte, und nachdem sie die niedrigsten Verrichtungen mit Demuth und Freude verrichtete, fand man sie gewöhnlich am Fusse des Altars, den sie mit ihren Thränen befeuchtete, und Gottes Gnade und Barmherzigkeit mit reumüthigen Herzen erflehte.

Daumal besuchte seine Schwester oft, bevor sie ihre Gelübde feyerlich abgelegt hatte, und da er nicht ohne Grund befürchtete, dass ein so plötzlich gefasster Entschluss sie reuen könnte, stellte er ihr eines Tages die Beschwerlichkeiten ihres neuen Standes ernstlich vor. „Schwester!“ sagte er zu ihr, „wirst Du Dich auch fügen können in den blinden Gehorsam, den Dein Orden unbedingt erfordert, und den eine vielleicht alte, oder eigensinnige Vorgesetzte, Dir mit Machtspruch auferlegen wird?.. Gesetzt aber auch, sie ist eine vernünftige, tugendhafte Person, die Dich nur nach dem Geiste Euerer Satzungen, mit Liebe und Nachsicht behandeln wird, werden wohl alle Deine Mitschwestern gleiche Gesinnungen für Dich hegen? wirst Du geduldig ertragen können, wenn so manche, welche Dir weder an Geburt, Erziehung, noch Geist gleich kommen, vielleicht ungezogene, rohe, ja pöbelhafte Anmerkungen über deine vormahlige Verirrungen machen, Dich verachten werden: vergebe mir Julie, dass ich die-

sen Punct berühre; aber er kann ihnen nicht verborgen seyn, da leider in der Welt an geschäftigen Zuträgerinnen kein Mangel ist, und in den Klöstern oft sich welche befinden, die solche mit frommer Miene anhören, und unter sich verbreiten. Wie demüthigend würde diess für Dein zartes und gefühlvolles Herz seyn, Dich so erniedrigend, herabgewürdiget zu wissen."

„Glaube mir, gute Schwester, einer edeln Seele müsste ein solcher Zustand unerträglicher, als der Tod vorkommen. Du weisst Julie, dass unser Vater und ich einst Deinen Hintritt lieber hörten, als den Schimpf durch Deine Aufführung zu vernehmen gewünscht hätten, und darum gern sehen werde, dass Du von dem Geräusche der Welt entfernt, allen Gefahren ausweichest. Aber es gibt andere Mitteln diess zu bewirken, ohne zu den Gewaltsamen zu schreiten, und Dich auf immer zwischen vier Mauern einzuschliessen. Ich komme diess Mahl mit einem sehr vortheilhaften Antrage zu Dir, die Witwe meines Wohlthäters, eine der achtungswürdigsten Damen verlässt Paris, sie ziehet auf ihre Güter in der Normandie, sie will unter sehr günstigen Bedingnissen, Dich als Gesellschafterinn mitnehmen. Niemand kennet Dich dort, Du kannst die Welt, die Du fliehen willst, in jener Einsamkeit vermeiden, Dich im Stillen allen vernünftigen Busswerken unterziehen, Gottes unendliche Barmherzigkeit erflehen, nebstbey den Nothleidenden manche Hülfe leisten..."

„Ich danke Dir, Bruder,“ erwiderte Julie, „für Deine brüderliche Sorge, aber sie ist mir von nun an überflüssig. Fest bin ich entschlossen, unübersteigliche Schranken zwischen mir, und der Welt zu setzen. Gott hat meinen Verstand erleuchtet, er wird mir seinen mächtigen Beystand nicht entziehen, und hinlängliche Kraft verleihen, dass mich der Schritt nie gereuen wird, mich ganz seinem Dienste gewidmet zu haben. Das, was Du mir von ungleichem Stande einiger meiner Mitschwestern sprichst, und sie desswegen, wieder Dein eigenes Geständniss, so Du einst über meinen eitlen Putz im Theater machtest, heute zu gering schätzen vorgibst, gerade darin finde ich Bruder den schönsten Trost meiner Wahl. Hier kennet man die Verschiedenheit der Stände nicht, nach welchem man in der Welt so geitzet. Eine Fürstentochter hört auf das zu seyn, was sie war, und ist jener gleich, die vormahls das Vieh hütten, oder grobe Arbeit auf dem Felde verrichten musste. Beyde werden nun Schwestern, und erkennen erst die wahre Deutung der Worte: „Vater unser,“ da der ärmste Bettler das Recht hat, so wie der mächtigste König zu sagen. „Ja er, der Unendliche, der Ewige, ist der wahre Vater, vor dem keine Ausnahme der Personen Statt findet.“ Eben so wenig schreckt es mich zurück, was diese oder jene von mir denket, wenn ihr mein beweiningswerther Zustand bekannt ist. Ach, kann ich in ihren Augen verächtlicher seyn, als ich es in meinen eigenen bin!“

„Nein, ich würde sie nicht bosshaft, nicht niederträchtig halten, wenn auch eine so weit sich vergessen könnte, selbst in meiner Gegenwart eine Erwähnung davon zu machen, oder mit Unwillen ihre Blicke von mir zu wenden. Danken würde ich ihr, dass sie mich dessen erinnerte, was ich nie vergessen darf, ich sey nämlich allein die Schlechteste, die Verworfenste aus ihrer Mitte. Doch Du irrst Dich Daumal, und so irren viele Weltleute, die da glauben, reden, schreiben, man lebe in den Klöstern, bloss dem Müssigange ergeben, da herrsche der hässlichste Neid, Zwietracht, unversöhnlicher Hass, Verläumdung, dummer Stolz mit der grössten Unwissenheit verbunden. . . So hörte ich, so dachte ich einst selbst, aber gütiger Gott! wie getäuscht war ich, oder vielmehr, wie verblendeten mich damahls meine Leidenschaften. Jetzt fallen die Schuppen von meinen Augen, jetzt erkenne ich zu meiner Beschämung, warum man derley Laster denen Klöstern andichtet, nämlich, um in der Welt ungescheuter diesen täglich vorfallenden Sünden nachzuhängen, indem man vorgibt, dass solche zwischen geheiligten Mauern im höchsten Grade herrschen.“

„Nein Bruder, ein Augenzeuge müsste man sein, um dergleichen elende Verläumdungen zu widerlegen. . . Ich will nicht sagen, dass man in denen Klöstern nie Mängel oder Gebrechlichkeiten antreffen würde, aber wie gering sind diese gegen jene der Welt, und wie selten ereignen sich solche! Noch weniger will ich behaupten, dass man in Frauenklö-

stern Gelehrte suchen soll, nein, aber gewiss gesunden Menschenverstand, richtige Beurtheilungskraft wird man da sowohl, als in der Welt finden. Ja vielen würde man eine feine Bildung des Geistes nicht absprechen können. Setze zu diesem die Liebe, Achtung, das kindliche Vertrauen, so einer Vorgesetzten erwiesen wird; man sieht sie nicht mit Unwillen an, murren nicht wieder ihre Anordnungen, die ohne diess, stets dem Sinne der Regel entsprechen. Man macht keine spöttische Anmerkungen über jede ihrer Handlungen, wie so viele Töchter, oder Nichten es zu thun gewohnt sind, wenn ihnen von Müttern, oder Tanten etwas untersagt ist, was sich mit ihren Launen nicht verträgt; wohl auch ihren Leidenschaften zuwider scheint. Ein Wort, ein Wink von den Vorsteherinnen ist hinreichend, dass solche mit Ehrfurcht, mit Freude, von den Untergeordneten angehört und befolgt werden. Hier weiss man nichts von Cabalen, Intriquen, — und was man für Nahmen heimlichen Ränken gegeben hat, — die so viel Unheil in der menschlichen Gesellschaft täglich hervorbringen. Statt dessen würde man Demuth, Gehorsam, ungehäuchelte Frömmigkeit und Eintracht finden. Was sollte ich Dir noch von der schönsten Tugend, der Schwesterliebe hinzusetzen, diese leuchtet aus allen Augen hervor, und selbst auf dem Todtbette hört sie nicht auf. Mit welcher Liebe und Schonung wird für eine Kranke gesorgt, wie liebevoll wird ihr alles hingereicht, was man vermuthet, dass ihr helfen, oder ihre Schmerzen lindern könne, jede macht sich eine Freude, eine Ehre daraus, wenn sie solche bedienen,

ihr einen Trost einsprechen kann, und nicht bloss für den bald verwesenden Körper wird gesorgt, sondern noch mehr für die unsterbliche Seele. Diese wird dem Schöpfer durch heisse Thränen, glühendes Gebeth empfohlen, so, dass eine Sterbende schon jetzt sich unter den Engeln, gewiss unter auserwählten Bräuten Gottes zu seyn denken muss.“

„Endlich weit davon, dass da Neugierde, Affecten, Zuträgerinnen, wie Du sagtest, gefunden würden; — mitten in Paris, in dieser unermesslichen Stadt lebt man so zurück gezogen, als wäre kein anderer Wirkungskreis ausser ihren engen Mauern. So sind nun Bruder, die Personen beschaffen, die mich ihre Schwester zu nennen würdigen. Danke also ehrfurchtsvoll in meinem Nahmen der edeln Dame für ihre Güte, die ich einzig darum ablehnen muss, weil ich dem Rufe meines Gewissens folgen, und nur Gott allein zu dienen mir vorgenommen habe, in einem Orte, der ihm gewidmet ist, wo mich alles an die Vergänglichkeit erinnert, wo ich stets Beispiele der reinsten Tugenden vor mir sehe, immer neue, Aufmunterung nach der Vollkommenheit zu trachten bekomme. . .“ Ja, sie gestand ihm, ihr wahres Glück zähle sie von dem Augenblicke, als sie sich von der Welt abgesondert hätte. „Mein Bruder,“ sagte sie ferner fort, „wie sehr verkann- te ich die wahre Freude, als ich noch in dem Gemüth lebte, welche Täuschung gegen das Vergnügen, das ich jetzt geniesse; wie köstlich ist die Wonne, mit welcher Gott die ihm aufrichtig ergebene

Seelen erfüllt... Würdest Du glauben, dass ich viel sanfter, und fröhlicher in meinem Sarge auf Holzspännen ruhe, als einst auf dem weichesten Bette, das mir die Wollust zubereitet hatte, geschlafen habe. Meine Seele war unruhig, jeden Tag hatte ich neue Bedürfnisse, die befriedigt werden musten, und doch liessen sie immer eine Leere in meinem Herzen zurück. Wie verschieden ist nun Deine Schwester von der, die die Einsamkeit floh, und sich fürchtete allein zu seyn, oder in ihre Seele einen Blick zu werfen. Ich Thörinn, konnte einst nicht begreifen, das die schöne Herzoginn La Valiere dem glänzenden Hofe, und einem mächtigen Könige, der sie liebte, entsagen konnte, um sich in ein enges Kloster einzuschliessen. Ach, ich kannte nicht den Unterschied zwischen einem irdischen und himmlischen Könige, dem sie sich ergeben hatte!"... So waren die Gespräche dieser frommen Büsserinn mit ihrem Bruder, der sie nie verliess, ohne von ihrer ungehäuchelten Frömmigkeit, echter Christenliebe gerührt und auferbaut zu seyn.

Julie lebte fünf und zwanzig Jahre in dem Kloster, das sie sich erwählt hatte, und war das Muster ihrer Mitschwestern, die sie, durch ihre Sanftmuth, ihr liebeiches Betragen, ihre Demuth und Herablassung für sich eingenommen hatte, man schätzte und übte in diesem Hause die reinsten Tugenden aus, weil man sie durch den Weg, welchen ihnen diese würdige Schwester zeigte, angenehm fand; — nach fünf und zwanzigjähriger Busse erinnerte sie sich noch

ihrer Fehltritte, und beweinte sie aufrichtig, sie bath in ihrer letzten Stunde, auf Asche gelegt zu werden, und auf diesem Bette der Demuth starb sie, umgeben und beweint von der ganzen Gemeinde, die noch jetzt ihre Tugenden rühmt, und ihr Andenken schätzt. Mariane folgte bald ihrer einst geliebten Gebietherinn, und war auf ihr Verlangen, neben ihr beygelegt; ihr Ende war ihr Leben, das ist, ohne Stolz und Schwachheit; sie ertrug mit heiterem Gesichte die Fehler ihrer Mitschwestern, sie war nicht eitel bey ihrer Frömmigkeit, noch sah man je an ihr dieses unerträgliche oder mürrische Wesen, welches so viele selbst in ihre Andachtsübungen mischen, mit einem Worte, sie lebte und starb, wie alle Christen leben und sterben sollten.



DIE GÖTTLICHE
V O R S I C H T.

DARGESTELLT
IN EINER RÜHRENDEN FAMILIEN-
GESCHICHTE.

A U S
DEN ÄLTESTEN ZEITEN DES CHRISTEN-
THUMS

V O N
J. P. D.

Verlegt auf Kosten des Königlichen
Varasdiner Gymnasiums.

VARASDIN, 1821.

Gedruckt bey Johann Sangilla, Königl. priv. Buchdrucker.

DI. COTTAGE

NO. 214

W. G. G. G.

IN THE CITY OF NEW YORK

CHURCH

A. D.

THE FIRST CHURCH OF THE CITY

CHURCH

J. P. D.

THE FIRST CHURCH OF THE CITY

CHURCH

W. G. G. G.

THE FIRST CHURCH OF THE CITY

Schon hatte die erhabene Religion des göttlichen Heilandes durch rastlose Bemühungen der Glaubensbothen, und die grössten Wunder, welche ihre Lehre begleiteten, die Welt in Erstaunen gesetzt; Tausende von allen Völkern, wo das Evangelium ihr Licht verbreitete, verliessen den Gräuel der falschen Götter, und huldigten der Wahrheit. Ströme von Blut liessen Wütteriche, denen ihre Laster lieber als Tugend waren, fliessen, um eine Religion zu vernichten, welche ihre Bossheit laut verdammt, umsonst: das Blut selbst der Wahrheitszeugen war gleichsam der Samen, der in wohlbereitete Erde fiel, und tausendfältig fruchtete. Einer der grausamsten Verfolger der Christen jener Zeit war der mächtige Beherrscher Syriens, dem die grössten Verbrechen eine Kleinigkeit schienen, so bald sie mit seiner hässlichsten Gemüthsart übereinstimmten. Er gab die schärfsten Befehle wider diejenigen seiner Unterthanen heraus, welche sich zu dieser neuen Religion bekannten, oder noch ferners, wie es vor seiner Regierung geschah, dass man zuerst allda, die Rechtgläubigen mit dem Nahmen Christen beehrte, Glaubensbothen über die

Grenzen seiner weitläufigen Staaten zu kommen, behülflich wären.

Dieser Tyrann, der sich nach seinen Vorgängern Antiochus nannte, und in Antiochien seinen Sitz hielt, hatte eine einzige Tochter, die sich eines bessern Vaters würdig zeigte; sie verband mit dem schönsten Körperbaue einen erhabenen Geist, und zartes Gefühl für Tugend. Von allen Seiten kamen Gesandte hoher Fürsten, um sie zur Gemahlinn von dem Könige zu verlangen. Allein dieser Bösewicht, dem die grässlichste Schandthaten nichts kosteten, wenn sie nur seine viehischen Leidenschaften befriedigten, vergass den Namen eines Vaters, und schändete mit Gewalt sein eigenes Kind. Die unglückliche Statira, so hiess die Prinzessin, beweinte in geheim den Verlust ihrer Unschuld, härmte sich ab, und verwelkte wie eine zarte Blume, die der Fuss des Wanderers zerknicket. Eine ihrer vertrauten Kammermädchen, befragte sie einst um die Ursache, ihres nagenden Kummers; „ach!“ wiederholte sie traurig, „weine auch Du mit mir, weine, dann mein Name ist aus der Zahl der Schuldlosen vertilgt. Ich bin keine Jungfrau mehr! Fluch unsern Göttern, die mit ihren Buhlschaften die Menschen verleiteten, ihnen gleich zu seyn.“ „Wie,“ fragte das erschrockene Mädchen, „sollte diess wahr seyn? meine Prinzessin! welche Furie konnte einem Verräther es eingeben, sich dem königlichen Bette zu nähern, warum klagst Du ihn nicht bey Deinem Vater an?“ „Gute Selene,“ erwiderte die Prinzessin, „Du
weisst

weisst das Mass meiner Verzweiflung nicht, ich habe keinen Vater mehr, nur der Tod allein kann Deine unglückliche Gebietherinn, dem Gräuel entreissen, worein sie ein Tyrann gestürzt hat." Nun verstand sie die Aufwärterinn, und schauderte bey der schrecklichen Erzählung, die ihr mit Umständen wiederhohlt war, doch tröstete sie, so gut sie konnte, die traurige Statira, um nicht, wie sie entschlossen war, sich selbst das Leben zu nehmen.

Unterdessen hatte Antiochus, um seine und seiner Tochter Schande zu bergen, oder auch ferners seinen Lastern nachhängen zu können, eine List ersonnen, welche alle Freyer von seinem Hofe entfernen müßte. Er liess allenthalben kund machen, nur jenem die Hand seiner Prinzessin zu bewilligen, der ein ihm vorgelegtes Räthsel auflösen würde: im Gegentheile sollte jedem, der den Sinn des Räthsels nicht enthüllen wüsste, der Kopf abgeschlagen, und zur Warnung anderer auf einen Pfahl gesteckt werden. Diese grausame Verordnung konnte nicht hindern, dass mehrere junge Fürsten durch die Schönheit einer Prinzessin, die ein mächtiges Reich zur Mitgift brächte, herbeygelockt, ihr Leben der augenscheinlichen Gefahr aussetzten. Allein Sie mussten, statt der so gewünschten Braut und Krone, ihr kühnes Unternehmen mit dem Kopfe bezahlen. Durch diese Unmenschlichkeit abgeschreckt, nahm der Eifer bey den meisten Werbern ab, und schon mehrere Monden getraute sich niemand, an den Hof des Wütheriches zu kommen, bis endlich der junge Prinz von Tyrus,

Nahmens Apollonius, der kürzlich durch den Eintritt des besten Vaters, ein zwar kleines, aber durch seine dem Handel bequeme Lage, sehr einträgliches Reich angetreten hatte, sich einfallen liess, um die Prinzessin von Antiochien zu freyen. Dieser junge Herr, verband mit einer angenehmen Gesichtsbildung, die schönste Seele, die er besonders der vortrefflichen Erziehung eines Vaters, der sich mit seinem ganzen Lande zum Christenthume bekannte, schuldig war.

Als Apollonius vor den König gelassen, ihm die Ursache seiner Ankunft meldete, sahe dieser ihn mit Unwillen an, und fragte, ob er schon erfahren hätte, unter was für Bedingnisse ihm seine Bitte gewährt würde. „Ja,“ antwortete der Prinz unerschrocken; „ich habe genugsame Beyspiele Deines barbarischen Verfahrens an den Pfählen gezählt, aber das hält mich nicht ab, da ich nun hier bin, mein Glück zu versuchen, nur hoffe ich von Dir, König! dass Du, im Falle ich wirklich Dein Räthsel aufgelöst haben werde, mir Gerechtigkeit wiederfahren lassest, und Dein königliches Wort halten werdest.“ Der Tyrann trug kein Bedenken zu schwören, dann sein Wahlspruch war, Thiere fange man mit Netzen, Menschen aber mit falschen Eidschwüren. „Wohlan,“ sagte Apollonius, „lasse mich Dein Räthsel hören,“ welches ihm Antiochus mit folgenden Worten vorlegte. „Auf Fittigen des Truges geführt, mit Menschenfleisch genährt, suche ich meine Zwillingsschwester, den Liebling meiner Mutter, umsonst;

sie flieht, ich kann sie nicht ereilen." Der Prinz, der seit seiner Ankunft unzählige Merkmahe der Bossheit des Königs gehört, und gesehen hatte, ja sogar von dem Zustande der Prinzessin, zu der niemand ausser ihrer Aufwärterinnen gelassen wurde, manche Muthmassungen vernommen, scharfsinnig wie er war, errieht leicht, dass diess vorgebliche Räthsel, der König von sich selbst gemacht haben konnte, er bedachte sich also nicht lange, und sagte mit einer Freymüthigkeit, die den König in Erstaunen setzte.

„Ich erkenne Dich, o König! aus Deinen eigenen Worten, und die verborgensten Winkeln Deines Herzens zeigen sich mir wie ein Bild, das man gegen einem reinen Spiegel hält; gewiss, wenn Du die Treulosigkeit, mit der Du Deine Nachbarn hintergehst, mit der Du Deine Untergebene, die sich Dir anvertrauten, unterdrückest; und so viele tapfere Helden und muthige Fürstensöhne, unter dem elenden Scheine, dein Märchen nicht gehörig erörtert zu haben, zum Tode verdammtest, in Erwägung ziehest, so ist allerdings klar, das Du auf Flügeln des Truges geführet wirst. Nicht minder wahr ist es, dass Du Dich mit Menschenfleisch nährst, da Du Deine Grausamkeit zu sättigen so viel Menschenblut verspritzttest, und zuletzt Deine hässlichste Begierde zu stillen, sogar die Unschuld Deiner eigenen Tochter nicht schontest. Mit solchen Lastern ausgeschmückt, suchst Du Deine Zwillingschwester, das ist, die Befriedigung Deiner unersättlichen Leidenschaften, mit denen Du

zur Welt gekommen bist. Die nähmliche Sehnsucht war auch Deiner geilen Mutter Schoosskind. Umsonst: Dein Herz wird stets unbefriedigt bleiben, dann Bossheit und Missethaten bringen nie Ruhe und Zufriedenheit in des Menschen Seele."

Verlegenheit, Wuth, Schande und Mordsucht mahlten sich wechselweise bey diesen Worten des Prinzen in dem Gesichte des Tyrannen, er schrie: „Verwegner! doppelt verdienst Du den Tod, da Du die Auflösung meines Räthsels verfehlt, und noch durch schalkhafte Anspielung meine, und meiner Tochter Ehre angetastet hast, doch will ich Mitleid mit Deiner Jugend haben, und gebe Dir dreyssig Tage Bedenkzeit um den wahren Sinn der aufgegebenen Frage zu finden, nach welcher aber, Du mich keiner Ungerechtigkeit wirst beschuldigen können, wenn ich Dich wie andere bestrafe." Mit diesen Worten entliess der König den Prinzen, der nun die Gefahr einsah, mit einem Unmenschen sich weiter einzulassen. Er begab sich also die nähmliche Nacht zu Schiffe, und eilte in sein Land, aber auch hier glaubte er sich nicht sicher genug, wesswegen er eine kleine Flotte ausrüsten, und solche mit Getreide und andern Nothwendigkeiten auf das schleinigste beladen liess, und dann heimlich mit seinen Getreuesten entfloh.

Es war nicht die Absicht des Tyrannen, den Fürsten von Tyrus das Leben zu lassen, allein, da er vernommen hatte, wie laut schon seine Untertha-

nen wieder seine Grausamkeit murrten, und gewiss den Prinzen, der durch sein liebeiches Betragen alle Herzen während seinem Aufenthalte in Antiochien an sich zu fesseln wusste, aus seinen Händen befreyen würden, wobey er selbst Gefahr lief, Leben und das Reich, dessen er sich durch List bemächtigt hatte, zu verlieren, getraute er sich ihn nicht öffentlich hinrichten zu lassen. Da er aber vernommen, dass jener die Stadt verlassen hatte, berief er einen seiner geheimsten Vertrauten, den er folgender Massen anredete: „Taliarchus, Du weißt, wie sehr ich mich immer auf Deine Treue verlassen habe, jetzt ist die höchste Zeit, mir Deine Ergebenheit zu bezeigen, wisse Freund! dass Apollonius mein Geheimniss errathen, und ich in Gefahr bin, wen er es entdeckt, auf immer beschimpft zu seyn, und bey dem allgemeinen Hasse, können meine Unterthanen diess zum Grunde einer Empörung ergreifen, um sich meiner Herrschaft zu entziehen. Eile also dem Verwegenen nach, und mache mit Schwert oder Gift, es gilt gleich, ein Ende seinem Leben.“ Taliarchus, ein würdiger Diener eines solchen Herrn, rüstete sich zur Abreise, und kam mit einem kleinen Gefolge, um kein Aufsehen zu erregen, nach Tyrus; allwo er die ganze Stadt in tiefe Trauer versenkt fand: alle Lustbarkeiten waren eingestellt, keine Musik liess sich auf den sonst so lebhaften Plätzen hören; die Bürger trugen schwarze Mäntel, Frauen und Mädchen waren in Trauerkleider gehüllt, Handel und Verkehr stockte, und selbst die noch im Hafen sich befindende Schiffsleute, stimmten statt den muntern Gesängen, Klagelieder an.

Taliarchus erstaunt über die seltene Veränderung der Stadt, fragte seinen Wirth um die Ursache einer so allgemeinen Bestürzung. „Du musst noch nie bey uns gewesen seyn, Fremdling!“ sagte ihm dieser; „wenn Du nichts von unsern weisen Fürsten Abdolus gehört hast, er war der Vater seiner Untergebenen, und wir hätten gewünscht, dass er eben so unsterblich wäre, als sein Andenken nie in Tyrus verlöschen wird. Vor drey Jahren verloren wir diesen gerechten Herrn. Doch war dieser Verlust durch seinen Sohn Apollonius ersetzt, der so jung er auch war, die Weisheit, Gerechtigkeit und Frömmigkeit des Vaters geerbt zu haben schien. Er hielt die Greise in Ehren, liebte die jüngern, und war ein Beschützer der Unmündigen: Bestrafte die Bosheit, aber belohnte noch mehr die Tugend. Dieser Liebling unsers ganzen Landes hoffte die Tochter seines mächtigen Nachbars zur Gemahlinn zu erhalten, vielleicht noch mehr um das Schicksal der unglücklichen Antiocher zu mildern, wenn er, der Schwiegersohn des Tyrannen, oder einst ihr Beherrscher wäre, als aus Ehrgeitz ein grosses Land zu bekommen. Er reisete dahin, von unseren Segenswünschen begleitet, aber bald kehrte er aus Antiochien traurig zurück, und in einer Nacht segelte er ab, um vielleicht nie wieder zu uns zu kommen; nun beschloss die Stadt so lange zu trauern, bis wir sichere Nachricht von ihm erhalten werden.“

Taliarchus erfreuet über die Flucht des Apollonius, eilte zu seinem Könige zurück, um ihm diesen

angenehmen Bericht abzustatten. Allein Antiochus nicht zufrieden mit der Flucht seines Feindes, erliess eine grausame Verordnung wider ihn. Er versprach eine Belohnung von fünfzig Talenten *) demjenigen, der ihm den Kopf des Fürsten von Tyrus überbringen, und hundert, der ihn lebendig in seine Hände liefern würde. Angemuntert von solchen Verheissungen, suchte man allenthalben den geächteten Apollonius, der unterdessen ruhig seinen Weg gegen Griechenland fortsetzte, in der Hoffnung, einen Zufluchtsort allda zu finden. Schon war er bey der Insel Cyprus angekommen, wo er sich und seinen Leuten einige Ruhe verschaffen wollte, er stieg an das Land, und spazierte in einer anmuthigen Gegend, als ein ehrwürdiger Greis, der nach seiner Arbeit im Schatten der Bäume sein kleines Mahl verzehrte, ihn sah, und freundlich grüsste, dem aber Apollonius in seinen Gedanken vertieft, wieder seiner Gewohnheit nichts erwiederte. Der Greis wiederholte seinen Gruss, und sagte: „Sey willkommen in Cypern verbannter Prinz.“ Apollonius stuzte bey diesen Worten des Alten, doch sagte er ihm: „Wer könnte wohl seinen Fürsten aus seinem Eigenthume verweisen?“ „Antiochus,“ antwortete der Greis, „liess einen Befehl wider Dich ergehen, wo er fünfzig Talente demjenigen verspricht, der Deinen Kopf ihm bringen würde, sey also auf Deiner Huth, Prinz! denn Geld kann auch Freunde zu Feinden machen.“

*) Ein grosser Talent, dann es waren auch kleine, galt beyläufig tausend Thaler.

Apollonius dankte dem Greisen, und nachdem er ihm ein ansehnliches Geschenk anboth, das aber der biedere Alte ausschlug mit dem Bedeuten, er sey nicht gewohnt, guten Rath um Geld zu verkaufen; begab er sich auf seine Schiffe, und befahl abzufahren.

Einige Tage darauf erreichte er die schöne Insel Rhodus, wo er mit mehr Sicherheit zu verbleiben hoffte. Er wollte eben nach der Stadt gehen, als ihm ein ansehnlicher Mann begegnete; mit diesen liess sich Apollonius in ein Gespräch ein, entdeckte ihm, wer er sey, und wesswegen er sich bey ihnen aufzuhalten gesonnen wäre; allein dieser Mann, der eine Würde im Rathe von Rhodus begleitete, bath ihn, sein Vorhaben aufzugeben, indem die Stadt einen so grossen Mangel an Lebensmitteln litte, dass die Bürger schon der Verzweiflung nahe wären, mehrere Schiffe, die sie nach Aegypten und andere Orte geschickt hatten, um Getreide zu kaufen, seyen ihnen verunglückt, oder von Feinden genommen worden. Als Apollonius dieses hörte, „wohlan,“ sprach er, „danket der Vorsehung, die mich zu Euch führet, dann ich habe mehrere tausend Scheffeln Getreide auf meinen Schiffen, welches ich Euch um acht Kupfermünzen, wie solches in meinem Lande verkauft wird, überlassen will.“ Strangvillo, so hiess der Rathsmann, fiel für Freude dem Fürsten zu Füssen, „Herr!“ sagte er, „wen du unsere Stadt aus solcher Noth reissest, nicht allein werden wir Dich mit Vergnügen in unserer Mitte sehen, sondern versprechen auch, Blut und Leben für Deine Erhaltung zu wagen.“

Er eilte nun in die Stadt, und verkündete diese fröhliche Neuigkeit bey den Bürgern, die haufenweise hinaus liefen, um ihren grossmüthigen Erretter zu sehen, und ihm zu danken. Sie kauften die Frucht mit Frohlocken, und brachten dem Fürsten das Geld, der aber zum Beweise, das er kein Handelsmann sey, schenkte den empfangenen Preis der Stadt, damit denen Armen und Unbehülflichen unendgeltlich das Brot gereicht würde. Die Bürger entzückt über solche Grossmuth, wussten nicht anders ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen, als dass sie dem Fürsten Apollonius eine Ehrensäule aus Marmor auf dem schönsten Platze errichteten mit der Inschrift, welches Jahr, und aus welcher Noth sie Apollonius befreyet hätte. Da kamen noch spät die Kinder dieser Armen hin, ihre Gebethe für das Wohl dieses Fürstenhauses zu verrichten.

Auch hier verweilte der Prinz von Tyrus nicht lange, denn er wollte einen Ort, den schon Kriege und Hungersnoth so sehr erschöpft hatten, keinen mächtigen Feind zuziehen; er beurlaubte sich demnach von den Bürgern, besonders von Strangvillo und seiner Frau Dionisia, die er reichlich beschenkte, weil sie ihm in ihrem Hause aufgenommen, und wohl bewirthet hatten. Er wendete sich gegen Thracien, wo er sich am sichersten vor den Nachstellungen des Antiochus dachte. Schon hatte er mehrere herum liegende Inseln zurückgelassen, und näherte sich Lemnos, als ihn plötzlich ein schreckliches Ungewitter überfiel, das seine Schiffe zerstreue-

te, einige in den Abgrund versenkte, andere gegen Felsen und Klippen warf, und sie zerschmetterte, nur das Hauptschiff, worauf Apollonius sich befand, hielt noch eine Zeit den grausamen Sturm aus, bis endlich auch dieses, mitten in der Nacht durch einen heftigen Stoss in Trümmern zerschlagen, unterging. Apollonius, der allein in der grössten Verwirrung seiner Leute, die Gegenwart des Geistes nicht verloren hatte, ergriff ein starkes Bret, das sich losgerissen, rief Gott zu Hülfe, und schwang sich darauf. Lang wurde er ein Spiel der Wellen des ungestümen Meeres, bis es zu toben aufhörte, und er sich nicht sehr entfernt von einem steilen Ufer befand. Entkräftet als er war, würde er es schwerlich erreicht haben, wenn er nicht fast zu gleicher Zeit einen Fischer mit seinem Kahn ansehen hätte, diesem rief er zu, und flehete um Hülfe, die auch der Menschenfreund ihm nicht versagte. Er zog ihm halb nackt aus dem Wasser, führte ihn in seine Hütte, und labte ihn mit dem geringsten Vorrath seiner täglichen Nahrung.

Apollonius erhohlte sich in wenigen Tagen durch die Sorgfalt des redlichen Fischers, der ihm auch einen seiner Röcke gab, um seine Blösse zu decken, und sagte zu ihm: „Herr! ich sehe wohl, dass Ihr nicht geschaffen seyd, unter dem Dache eines armen Fischers Euer Leben zuzubringen, gehet in die Stadt, vielleicht findet Ihr da Euer Glück wieder, welches Euch das Meer geraubt, solltet Ihr aber niemanden finden, der Mitleid mit Euerm Zustande

haben wollte, so kehret zurück in meine Hütte, und ich werde meine schlechte Kost gern mit Euch theilen, nur bitte ich Euch, wenn Euch einst das Glück anlächelt, vergesset des armen Fischers nicht.“ „Freund!“ erwiderte der Prinz, indem er des guten Mannes Hand fasste, „ich gelobe Dir bey Allem, was den Menschen heilig ist, Deine mir geleistete Hülfe reichlich zu vergelten, und könnte ich je einer so wesentlichen Pflicht vergessen, dann möge mich ein zweyter Schiffbruch in noch grösseres Elend stürzen, und keinen Dir ähnlichen Menschenfreund wünsche ich zu finden, der mich, wie Du gethan, errette.“

Nach dieser Versicherung entfernte sich Apollonius, und ging wehmüthig der Stadt Chrysopolis*) zu, so hiess der Ort, in welchen ihm der Fischer zu gehen rieth. Es war eine grosse und bevölkerte Stadt, wo alles auf eine genaue Ordnung und Wohlhabenheit der Einwohner deutete. Schon durchkreuzte er mehrere Strassen, und dachte nach, wie und wem er seine Noth klagen müsste, als ihn die helle Stimme eines Ausrufers aus seinem Nachdenken weckte, er war von mehreren Zuhörern umgeben, und schrie aus vollem Halse: „Bürger und Fremde! es wird euch hiemit zu wissen gemacht, dass morgen der siebenzigste Geburtstag Unsers gu-

*) Chrysopolis heisst heut zu Tage Scutari, es liegt jenseits des schwarzen Meeres, Constantinopel gegenüber.

ten Königes gefeyert wird; begibt euch also in das Uebungshaus, wo die Kampfspiele drey Stunde vor Mittag gehalten, und die Preise den Siegern ausge-theilt werden." Nachdem Apollonius dieses einigeMahl wiederhohlen hörte, wandte er sich zu einem Manne, der am nächsten bey ihm stand, und that mehrere Fragen an ihm, die jener nicht allein willig beantwortete, sondern auch, da er die gute Art, und schöne Gesichtsbildung des Fremden unter einer rohen Kleidung bewunderte, ihn gleichfalls um die Ursache eines mit seiner Gestalt so wenig übereinstimmenden Anzuges fragte. Der Fürst ohne seinen Nahmen oder Stand zu melden, sagte nur, er käme aus einem entfernten Lande, bey Lemnos hätte ihn ein schreckliches Ungewitter überfallen, ihn von seinem Wege in diese Gegend verschlagen, wo er vor einigen Tagen Schiffbruch gelitten, und nur mit genauer Noth von einem Fischer gerettet worden sey, der ihm auch dieses Kleid, als das einzige, was er entbehren konnte, gegeben hätte. Der Mann gerührt von dem Unglücke eines, wie es schien, ansehnlichen Jünglings, bath ihn in sein Haus zu kommen, bewirthete ihn auf das beste, und führte ihn den andern Tag selbst auf den Kampfplatz, den Apollonius zu sehen wünschte.

Nicht lange darnach erschien der König Altristates, ein ehrwürdiger Greis, den das ganze Volk mit fröhlichem Herzen begrüßte, welchen Gruss der gute König mit heiterem Gesichte erwiderte, und nun den Anfang zu denen Spielen zu geben befahl.

Die Ordnung der Spiele war folgende: In mehreren Reihen standen aufgestellte Stangen mit Fähnlein, worauf die Nahmen der Kämpfer standen; jedem wurden grosse Kugeln vertheilt, mit denen sie, nach den Stangen warfen, und so viele dieser aus der Reihe gerücket, oder geworfen waren, mit so vielen musste der Treffer den Kampf aushalten. Mehrere hatten es mit dreyen oder vieren aufzunehmen. Und so bald die erste Reihe ausgespielt war, mischten sich andere in die Ordnung. Schon hatten die Spiele eine Zeit mit grossem Beyfalle der Zuschauer gedauert, als endlich auch an Apollonius, der sich zu den Kämpfern gesellte, die Reihe kam, er zielte mit seiner Kugel so geschickt, dass er sieben zur Erde beugte. Nun waren die Nahmen derjenigen verlesen, mit denen er theils im Werfen des Discus, das ist, der steinernen Schüssel — wer nämlich solche am weitesten von sich zu schleidern wüsste — theils im Ziele laufen — dann zu Pferde rennen — auch im Ringen — oder mit Pfeile nach der Scheibe schiessen, seine Gewandtheit zeigen musste. In allen diesen Kämpfen hatte zwar Apollonius von seiner Kindheit sich geübt, doch schien allen Anwesenden gleichsam ein Wunder bey seinem nicht so rüstigem Körper, sieben Gegner in eben so vielen Arten des Spieles zu überwinden. Ein lauter Beyfall der Zuschauer war der erste Lohn seiner Siege. Der König selbst, erfreuet so viele Geschicklichkeit in einem so wenig ansehnlichen Menschen zu sehen, fragte nach dem Nahmen des Kämpfers, doch niemand wusste ihm etwas Bestimmtes zu sagen, bis endlich jener, der ihn

angeführt hatte, dem Könige meldete, wie dieser ein Verunglückter, den ein Fischer aus dem Meere gerettet habe, sey. Der König befahl also gleich den Jüngling zu seiner Tafel zu rufen. Und wie erstaunte nicht der Diener, der ihm den Willen des Königes meldete, als dieser so schlecht gekleidete Mann auf eine sehr bescheidene Art zu kommen versprach. Auch dieses bestärkte die Muthmassung aller Gegenwärtigen, dass der Unbekannte aus einem hohen Geblüte herkommen müsse.

Nach geendetem Spiele kehrte der König mit seinem Hofstaate in seinen Pallast, wo alles zu seinem, und seiner Gäste Empfang auf das prächtigste vorbereitet war. Auch Apollonius erschien um die bestimmte Stunde, liess aber dem Monarchen melden, dass er zwar auf seinen Befehl angekommen wäre, getraue sich aber mit seinem schlechten Anzuge nicht vor dessen Augen zu treten; also gleich befahl Altristates ihn zuerst in das Bad zu führen, wo er sich vom Staube, Schweisse und Oehl, womit die Kämpfer ihre Glieder salben mussten, reinigte. Dann wurde er aber im Purpur gekleidet, zu ihm geführt. Als nun der Fürst von Tyrus in das Gastzimmer eintrat, bewunderte jedermann die Würde, den Anstand und Unbefangenheit, mit welcher er sich dem Könige näherte, und ihm für die Ehre, die er ihm erwies, dankte. Der König bewies sich nicht minder leutselig gegen ihm, und versicherte ihn seiner Gnade und Gewogenheit. Bey Tische beobachtete er eine grosse Mässigkeit, war aber mehr traurig

als aufgeräumt. Man hatte noch nicht abgespeiset, als die Tochter des Königs, das letzte und einzige, so ihm aus sieben Kindern übrig war, eine überaus schöne Prinzessin hinein trat. Die, nachdem sie ihren Vater geküsst, und alle seine Freunde bewillkommte, bey dem Anblicke des noch nie gesehenen Gastes verweilte; und fragte, wer dieser sey, und warum er keinen vollkommenen Antheil an den so glücklichen Tag zu nehmen scheine? „Ich weiss es eben so wenig, meine Tochter,“ antwortete der König; „er gefiel mir heute bey dem Spiele, und darum liess ich ihn zur Mahlzeit laden; ohne weiter mich um seinen Stand und Nahmen zu erkundigen; aus Furcht, ihn durch die Ablockung seines Geheimnisses in Verlegenheit, oder mehr Traurigkeit zu versetzen. Doch, Du bist ein Frauenzimmer, und Deinem Geschlechte verzeiht man leicht die Neugierde, ich erlaube Dir, ihn auszuforschen;“ auf diese Erlaubniss näherte sich Chriselidis, so hiess die Prinzessin, dem Apollonius, und befragte ihn um seinen Stand und Nahmen.

Apollonius antwortete mit einem Seufzer, er habe das erste in Tyrus gelassen, das andere im Meere verloren. Chriselidis wenig befriedigt mit der Antwort, bath ihn nicht so räthselhaft zu sprechen, darauf entdeckte er ihr mit wenigen Worten, wer er sey, warum er sich aus seinem Vaterlande geflüchtet, und wie er endlich vom Sturme überfallen, um all sein Habe und Leute gekommen wäre, als er ausgeredet hatte, konnte er seine Thränen bey Erwäh-

nung seiner Unglücksfällen nicht zurück halten. Der König bemerkte es, und um ihn aufzuheitern, sagte er zu seiner Tochter: „Du hast die noch nicht verharschte Wunde unsers lieben Gastes aufgerissen, meine Tochter! es kömmt Dir zu, solche zu lindern.“ Chriselidis verstand ihren Vater, liess ihre Laute hohlen, und fing mit vieler Anmuth darauf zu spielen. Alle priesen aufs höchste die Geschicklichkeit der Prinzessinn, nur der einzige Apollonius, dessen Beyfall sie am meisten gewünscht hätte, war der mässigste mit seinen Lobsprüchen. Dem Könige entging dieses nicht, wesswegen er zu ihm sagte: „Apollonius, entweder ist man in Deinem Lande zu wenig für die Musik eingenommen, oder musst Du selbst ein Meister in der Kunst sein, da Du die Fähigkeit meiner Tochter so wenig bewunderst.“ „Grosser König,“ erwiederte Apollonius, „ich sehe Dich als ein Muster der Beherrscher an, darum getraue ich mich frey bey Deinem Hofe zu sprechen; die Prinzessinn hat die beste Anlage zu diesem Instrumente, allein derjenige, der sie unterrichtet, scheint nicht der grösste Meister zu seyn, auch ich habe auf solchem Instrumente zu spielen gelernet; wenn die Prinzessinn, und Du anzuhören nicht für unwürdig haltet, so werde ich versuchen, Euch zu zeigen, dass ich nicht ohne Grund dieses gesagt habe.“ Der König und seine Tochter bathen ihn nun, seine Geschicklichkeit auch in der Musik zu zeigen, worauf er mit solcher Kunst zu spielen anfang, dass alle voll Verwunderung ausriefen, er müsste statt Apollonius, Apollo, der Gott der Musik heissen.

Am

Am meisten aber entzückte die Kunst des Apollonius, Chriselidis, die nach aufgehobenem Mahle ihren Vater inständig bath, er möchte doch diesen Fremden bey sich behalten, und ihr erlauben, von ihm die Musik zu lernen. Gern willigte Altristates in das Begehren seiner Tochter, berief den Apollonius, und trug ihm seine Burg zum Schutzorte an, ersuchte ihn zugleich, der Prinzessin Unterricht in der Musik zu geben. Dankbar nahm der junge Fürst diess Anerbiethen des Königs an, der ihn, nicht allein als Gast, sondern als Freund behandelte, und in den wichtigsten Angelegenheiten seines Reiches zu Rathe zog. So verstrich eine Zeit, als die Prinzessin, die täglich mehr Vollkommenheiten an ihrem Lehrer entdeckte, die heftigste Neigung zu ihm fasste, welche sie aber aus Furcht ihrem Vater zu beleidigen, sorgfältig zu unterdrücken suchte; doch ein Umstand, der bald eintraf, setzte sie in die Nothwendigkeit, diese Liebe, früher als sie wünschte zu entdecken; ein Abgeordneter kam an den Hof des Königs, der auf die Vermählung der Prinzessin, mit dem Sohne seines Monarchen drang. Der Vater stellte ihr die Vortheile dieser Ehe vor, und befragte sie um ihre Einwilligung; da warf sich nun Chriselidis ihm zu Füßen, und flehete, sie keinem andern, als dem durch die Vorsehung hierher geführten Apollonius zu geben. Der Vater hob sie liebevoll auf, „mein Kind,” sagte er, „Du hast nach meinem Sinne gewählt, fürchte nicht, dass ich Deine Wahl missbilligen sollte, es ist wahr, Du wirst keinen mächtigen König zum Manne haben, aber einen, der Dein Erbtheil durch Klugheit

erhalten, und die Untergebenen durch seine Tugenden glücklich machen wird." Er entliess demnach den Gesandten mit Geschenken überhäuft zu seinem Könige, bey dem er sich entschuldigte, dass er seine Tochter schon einem andern versprochen hätte. Nicht lange darnach vermählte er die Prinzessin zur grössten Freude des Volkes, mit dem allgemein geschätzten Apollonius, dem er auch die Verwaltung des Reiches übertrug.

Noch war Apollonius kein ganzes Jahr mit seiner geliebten Chriselidis verhehelicht, als sie ihm zur grössten Freude ihre Schwangerschaft ankündigte, diess Geständniss knüpfte noch mehr ihre Herzen, und verdoppelte seine Zärtlichkeit gegen eine innigst geliebte Gattinn, er suchte ihr täglich neue Ergetzungen zu verschaffen, um ihr Gemüth immer froh und heiter zu erhalten. Eines Tages, da er mit ihr seinen Erretter, den Fischer besuchte, dem er ein artiges Haus aufbauen liess, und ein Stück Land geschenkt hatte; erblickten sie ein Schiff, das eben mit vollen Segeln in den Hafen einlief, Apollonius befragte den Anführer des Schiffes, woher, und in welcher Absicht sie kämen? Dieser antwortete ihm: „Herr! wir kommen aus einem entfernten Lande, es führt uns nicht der Geist des Handels, oder Gewinnstes hierher, sondern wir suchen einen Mann, den uns auszufinden auferlegt ist. „Wer ist dieser Mann," fragte ferner Apollonius, „und was habt Ihr mit ihm vor, wenn Ihr ihm finden werdet?" „Er heisst Apollonius," erwiederte der andere, „er ist Fürst von

Tyrus, dem wir das grösste Glück zu verkünden haben, den Tod nämlich des lasterhaften Königs Antiochus, seines Verfolgers, den der gerechte Himmel endlich für so viele Gräuelthaten gezüchtigt hat, indem er bald nach dem Tode seiner Tochter, die sich selbst das Leben geraubt hatte, vom Blitze gerührt elendiglich im Feuer umgekommen ist; und nun beschlossen die ersten des Landes, dem Apollonius, einem christlichen und gerechten Fürsten, das Reich zu übergeben. Mehrere Monate suchten wir ihn vergebens, bis wir in Rhodus, wo man uns ein schönes Denkmahl seiner Güte und Menschlichkeit zeigte, vernahmen, er habe seinen Weg gegen Thracien genommen, allein dort wollte niemand etwas von ihm wissen, wohl aber soll man um diese Zeit Trümmer gescheiterter Schiffe gesehen haben, was uns keinen geringen Kummer macht, dass er vielleicht ein Opfer der Wellen geworden sey." Als der Anführer ausgeredet, gab sich ihm Apollonius zur grössten Freude aller Anwesenden zu erkennen, auch befahl er, im Hafen das Schiffsvolk auf das beste zu bewirthen, damit sie nach einigen Tagen zurück kehren, und seine Ankunft in Antiochien melden können.

Er wandte sich hierauf zu seiner Gattinn, und sagte: „Du siehst, theure Chriselidis, die unerforschlichen Gerichte des Allerhöchsten, nichts vermögen die Bosshaften gegen diejenigen, die unter seinem Schutze stehen, Antiochus, dieser so gewaltige Beherrscher Syriens, vor dem sich alles beugte, ist in

Staub und Asche verwandelt, und sein ohnmächtiger Gegner, der flüchtige Apollonius, erhält sein Land und Schätze... Welch eine Freude für mich, ein ganzes Volk, das so lang unter der Geissel eines Tyrannen stand, glücklich zu machen, und es unter das sanfte Joch des wahren Gottes zu bringen!... Aber wie schwer wird es mir ankommen, Dich Geliebte auf eine Zeit verlassen zu müssen!... „Wie,” fragte hastig die zärtliche Chriselidis, Du wolltest mich verlassen, Apollonius? und ohne mich diese Reise machen?... Nein, wenn Du gehen musst, so bin ich Deine Gefährtinn; nicht umsonst schwur ich Dir ewige Treue in diesem Leben, willig werde ich die Unbequemlichkeiten und Beschwernisse dieser Fahrt mit Dir theilen, Deine Gegenwart wird mir sie erleichtern.” Apollonius umarmte liebevoll seine getreue Gattinn, und dankte ihr für diesen heldenmüthigen Entschluss. Beyde eilten nun zum Könige, dem Chriselidis die fröhliche Nachricht von ihres Gemahles Erhöhung hinterbrachte; zugleich ersuchte sie ihren Vater, um die Erlaubniß ihren geliebten Mann begleiten zu dürfen. Gern willigte der fromme Herr in das Verlangen seiner Tochter, dann er selbst war der Meinung, eine rechtschaffene Gattinn sollte sich nicht von ihrem Manne trennen. Er liess also mehrere Schiffe königlich ausrüsten, und mit allem in Ueberflusse befrachten. Als nun alles bereitet war, begleitete er sie selbst an den Hafen, wo er beyden seinen Segen ertheilte, und sie unter dem Schutze des Allerhöchsten abfahren liess.

Glücklich war die Reíse durch mehrere Tage, und Apollonius versprach sich die schönste Aussicht in die Zukunft, als ihn auf ein Mahl das Geheul der Frauen, in dem Schiffsraume, den die Königin bewohnte, erschreckte; er eilte dahin, eben hatte sie ein kleines Mädchen geboren, allein . . . ach, es kostete das Leben der Mutter, die fast in dem Augenblicke verschied. Hier verliess den sonst so standhaften Apollonius der Muth, er weinte bitterlich, und rief seine liebevolle Gattinn mit der Stimme des Schmerzens, umsonst — sie hörte seine Worte nicht, er machte sich Vorwürfe, dass er sie mitgenommen hatte, und würde gerne die Krone Syriens darum gegeben haben, wenn er sie vom Schlummer des Todes hätte erwecken können. Inzwischen vernahm der Steuermann, dass die Königin gestorben sey, er kam und bath fussfällig den König, er möchte den todten Körper ja bald in das Meer werfen lassen, welches keinen Leichnam erträgt, und sie würden gewiss alle der grössten Gefahr unterliegen müssen. Apollonius ärgerte sich über das Vorurtheil schwacher Köpfe, doch wollte er nicht zur Unzeit denn gemeinen Wahn widerlegen, er liess demnach den theuern Rest seiner geliebten Frau, prächtig ausgeschmückt in eine grosse Kiste setzen, wo er auch viele Goldstücke zu ihrem Haupt legte, nebst einer silbernen Tafel, worauf er ihren Nahmen, Geburt und jenen Todfall beschrieb, zugleich den Finder bath, ihr für das beygelegte Geld ein königliches Begräbniss zu veranstalten. So empfahl er sie endlich mit vielen Thränen benetzt dem weiten Meere, welches sie bald

durch seine Wogen seinen Augen entriss, und schon den andern Tag an die Küste von Ephesus warf. Es traf sich, dass gerade zu dieser Zeit, ein berühmter Arzt Namens Cirines fischen liess, er befahl seinen Fischern, das Behältniss vollends aus dem Wasser zu ziehen, und zu eröffnen, aber wie erstaunte er, eine schöne Frau darin zu finden, die mehr zu schlummern, als todt zu seyn schien, er nahm die Tafel in die Hand, und las mit Verwunderung, dass sie noch keine vier und zwanzig Stunden verschieden sey, doch als ein redlicher Mann, wollte er sich das Gold nicht zueignen, sondern befahl einem seiner Lehrlingen, die kostbaresten Balsamen aus seiner Apotheke zu holen, damit er sie salbe, und dann auf eine ihrem Range würdige Art begrabe. Doch als er sie an der Seite des Herzens mit warmer Salbe zu reiben anfang, fühlte er eine leise Bewegung daran, woraus er schloss, dass sie nur ein Scheintod überfallen hatte. Er verschwendete demnach seine Kunst an ihr, und in weniger als einer Stunde eröffnete sie die Augen. Sie erschrak heftig, als sie sich allein mit einem Manne, in einem ihr unbekannten Orte sah. Jener aber bath sie auf die ehrerbiethigste Art, sich zu beruhigen, und meldete ihr den Zustand, in dem sie sich befand. Nun beruhigte sie sich, und nachdem sie in dem Hause des Arztes, der ihr all das gefundene Geld zustellte, einige Tage sich ganz erhohlt hatte, beschenkte sie ihn reichlich, und begab sich auf sein Anrathen, zu einer wackern Frau, die, als der grössere Theil der Stadt den christlichen Glauben angenommen hatte, eine Kirche nahe bey ihrem Hause dem wahren

Gott erbauen liess, und sich mit dem Unterrichte der Mädchen, welche das Heidenthum verliessen, beschäftigte, sie wurde von der frommen Person willig aufgenommen, und lebte mehrere Jahre in der Stille bey ihr, sie überliess sich gänzlich der Fügung Gottes, fest überzeugt, er habe sie darum auf eine wundersame Weise hierher geleitet, um ruhig da ihre Bestimmung abzuwarten.

Unterdessen segelte Apollonius traurig gegen Antiochien; doch als er in Rhodus angekommen war, wollte er seine kleine Tochter nicht weiter den Gefahren eines ungestümen Meeres aussetzen, er liess sie bey seinen ehemahligen Gästen Strangvillo und Dionisia sammt einer Frau, die einst Chriselidis erzogen, und jetzt sie auch begleitet hatte. Er befahl das Kind wohl erziehen zu lassen, aber nie ihm melden, dass es von königlichen Aeltern wäre, bis er nicht selbst sie abzuholen käme. Er hinterliess zu diesem Ende vieles Geld, und mehrere Kostbarkeiten, die mehr als hinlänglich wären, ihr, wenn er auch ohne das Reich ihr verlassen zu können, stürbe, einen reichlichen Unterhalt zu verschaffen. Strangvillo und seine Gemahlinn gelobten auf das feyerlichste seinen Willen pünktlich zu befolgen, und so setzte er seinen Weg fort, nachdem er sich von seinen Gästen beurlaubt, seine kleine Tarsia, diesen Namen hatte er ihr gegeben, an sein Herz gedrückt, mit Küssen bedeckt, und sie dem Schutze des Allmächtigen empfohlen hatte.

Er landete zuerst in Antiochien, welche Stadt ihn zwar mit Freuden empfing, zugleich aber meldete, dass, da man so lange nichts von ihm erfahren konnte, einige Grosse das Reich unter sich getheilt hätten, welche nun schwerlich die an sich gezogene Provinzen ihm übergeben würden, er hätte dann eine hinlängliche Macht, sie zu bekriegen. Apollonius sah nun zwar viele Hindernisse bis zur gänzlichen Eroberung eines grossen Landes, doch verlor er den Muth nicht, und nachdem er sich der Treue der Antiochier und anderer umliegenden Städte versicherte, auch hinlängliche Besatzung aus denen mit sich gebrachten Soldaten da gelassen hatte, begab er sich nach Tyrus, allwo er alles durch seine unvermuthete Ankunft belebte. Freudig erboth sich dieser kleine, aber durch seinen ausgebreiteten Handel reich gewordene Staat, alles für seinen geliebten Fürsten aufzuopfern, von allen Seiten eilten waffenfähige Männer herbey, um sich unter der Anführung des Apollonius auszuzeichnen, auch hatte er aus Cyprus, und andern Orten Soldaten in Sold genommen. Doch ging, wie in jenen Zeiten zu geschehen pflegte, der Feldzug nur langsam vor sich, und mehrere Jahre verflossen, bis alle einzelne Provinzen, sich dem Sieger unterwarfen, dann waren aber noch unzählige Hindernisse, alle eingeschlichene Missbräuche abzuschaffen, und die durch Kriege verwüsteten Länder, und Städte herzustellen.

Doch lassen wir Apollonius mit seinen Eroberungen, neuen Planen und Verbesserungen sich beschäf-

tigen, und kehren nach Rhodus, um seine dort zurückgelassene Prinzessinn zu sehen. Diese nahm, nicht nur an Jahren zu, sie war auch eine der Schönsten, die je Griechenland unter ihre Schönheiten zählte, und ihr Geist war eben so ausgebildet, als ihr Körper Reitze besass, man liess nichts an ihrer Erziehung fehlen, Musik, Mahlerey, Dichtkunst, worin man besonders junge Frauenzimmer von Stand unterrichten liess, hatte sie bey ihrem zarten Alter, biss zur Verwunderung weit gebracht. Zudem kannte sie alle Frauenarbeiten auf das geschickteste, und ihre Stückereyen hatten eine Feinheit, die als Muster angesehen waren. Bey so vielen Volkommenheiten war sie die Bescheidenste, Frömmste und Leutseligste, durch welche Tugenden sie aller Achtung erwarb, allenthalben drängte sich das Volk, um sie nur vorübergehen zu sehen. Tarsia hatte schon ihr vierzehntes Jahr zurück gelegt, als Ligozia ihre gute Aufseherinn zum grössten Leidwesen ihrer Zöglinginn, in eine schwere Krankheit verfiel... Nichts versäumte diese, um den Zustand ihrer zweyten Mutter zu erleichtern, allein aller Sorgfalt ungeachtet, sah die gute Frau ihrer letzten Stunde entgegen. Sie nahm die weinende Prinzessinn bey der Hand, und nachdem sie solche geküsst, sagte sie zu ihr: „Mein liebes Kind! es ist jetzt die höchste Zeit, Dir ein Geheimniss zu entdecken, welches ich bisher so sorgfältig aufbewahrt habe. Was glaubst Du, meine Tarsia! wer Deine Aeltern, wer Deine Verwandten seyen?“ „Das werde ich wohl wissen,“ antwortete die Prinzessinn, „da ich in Ihrem Hause bin, Strangvillo und Dioni-

sia sind meine Aeltern, und Philomazie meine Schwester.“ „Du irrst Dich sehr, meine Tochter!“ sagte die Aufseherinn, „Dein Vater ist einer der ersten Könige in Asien, er heisst Apollonius, — Deine Mutter Chriselidis, die Tochter des Königs Altristates von Chrisopolis, starb auf dem Meere, als sie Dir das Leben gab. Ihr Leichnam wurde in den Fluthen geworfen, und Dich brachte Dein Vater hierher, allwo er uns beyde diesem Strangvillo, den er reichlich dafür belohnte, auf mehrere Jahre übergab; zugleich mir, und allen ausdrücklich verboth, Dich je eine Königstochter zu nennen, denn er wünschte Dir es einst selbst zu melden. Doch da schon vierzehn Jahre verflossen sind, ohne von sich etwas hören zu lassen, muss er längst todt seyn, um so mehr vermuthet ich es, weil wir oft von schweren Kriegen aus jenen Gegenden gehört haben. Merke also wohl, meine Prinzessinn, was ich Dir sage, dein Vater hinterliess hier zwey hundert Talente, ausser vielen Kleidern und Juvelen Deiner Mutter, wovon ich Dir hiemit das Verzeichniss übergebe, Strangvillo und seine Frau haben ein gleiches, das dritte nahm Dein Vater mit sich. Solltest Du nun von diesen Leuten, die mir seit einer Zeit nicht mehr ganz aufrichtig scheinen, einen Verdruss zu erdulden haben, so begib Dich auf den öffentlichen Markt, umfasse dort die Marmorsäule mit der goldenen Inschrift, und betheuere, dass Du die Tochter desjenigen bist, dem man zu Ehren dieses Denkmahl errichtet hat, so zweifle ich nicht, dass sich die dankbaren Bürger, Deiner mit Eifer annehmen werden. Sey übrigens

gottesfürchtig und tugendhaft, vertraue auf Gott, der der Vater aller Waisen ist, er wird Dich nie verlassen, bethe für Deinen Vater und Mutter, schliesse mich in Dein Gebeth, und lebe wohl, meine Tarsia..." Nach diesen Worten segnete die fromme Ligozida ihre Prinzessin, und verschied in ihren Armen...

Die dankbare Tarsia liess ihr nahe am Ufer des Meeres, wo die Christen einen kleinen Tempel erbaut hatten, einen Leichenstein auf das Grab setzen, wohin sie zwey Mahl in der Woche kam, ihr Grab mit Blumen bestreute, und ihr heisses Gebeth zu verrichten pflegte. Nicht selten sprach sie nun auch von ihrem Vater, den sie zu sehen wünschte, und weihete manche Thränen, dem Andenken ihrer Mutter.

Unterdessen betrachtete noch immer jedermann die schöne Tarsia mit Wohlgefallen. „Selig," sagten einige, „jene Mutter, die ein solches Kind zur Welt gebracht. Wie wenig schickt sich ihre Gefährtinn zu ihr, es scheint, als ging Tag und Nacht zusammen, wenn man die beyden Mädchen siehet." „Desto besser," setzte ein anderer die spöttische Anmerkung dazu, „für diese, ihre Annehmlichkeit gewinnt doppelt, wenn man die Augen von jener auf sie richtet..." Diese und ähnliche Reden, welche Philomazie ihrer Mutter hinterbrachte, erbitterten Dionisia noch mehr, die ohnehin schon lang das unschuldige Mädchen hasste; sie lag ihrem Manne beständig in den Ohren, ihr

Tarsia vom Halse zu schaffen, er wünschte eben so sehnlich ihren Untergang, dann er geizte nach ihren zugebrachten Schätzen, nur wusste er keine schickliche Gelegenheit dazu, er überliess solche seiner Frau und Tochter auszufinden. Eines Tages, da beyde an ihren schwarzen Anschlägen brüteten, sagte Dionisia zu ihrer Tochter: „Es sind bereits fünfzehn Jahre, dass der König von Syrien nichts von sich hören lässt, gewiss ist er nicht mehr unter den Lebenden, und bald werden wir der übermüthigen Tarsia Rechenschaft ablegen müssen, sie weiss nun genau, wer sie ist, und wie viel ihr Vater für sie hinterlassen hat, sie weis gleichfalls, wie beliebt sie, und ihres Vaters Andenken bey den Bürgern sey, wofern wir ihr nicht vorkommen, wird sie den grössten Theil unsers Vermögens, das wir bis jetzt durch ihre Zinsen vermehrt haben, mit sich nehmen, und unser Ansehen, das so hoch gestiegen war, auf ein Mahl fallen. . . Da kam Philomazie auf den Einfall, niemand würde sich williger zu einer heimlichen Mordthat gebrauchen lassen, als der vor sieben Jahren gekaufte Slave Theotimes, der Weib und Kinder hat, und mit seinem Schicksale am unzufriedensten ist. Sie hohlte ihn auf das Zimmer ihrer Mutter, die ihn mit diesen Worten anredete: „Theotimes, willst Du noch ferner als Slave dienen, oder deine verlorne Freyheit erlangen?“ „Frau,“ antwortete der Slave, „niemand weiss mehr die Freyheit zu schätzen, als der sie wie ich, verloren hat, freylich wünsche ich diese sehnlichst!“ „Nun gut,“ sagte ihm Dionisia, „Du kannst nicht nur Deine Freyheit erhalten; sondern

auch ein schönes Stück Geld Dir verdienen; wofern Du verschwiegen bist, und meinen Willen ausführst." Der Slave gelobte beydes, und nun entdeckte ihm Dionisia, wie sie wünschte, er möchte Tarsia ermorden.

Der Slave erschrak, als er dies hörte. „Frau!“ sagte er, „welch ein böser Geist gab Dir diesen grausamen Gedanken ein, wo und wie könnte ich dieses thun, Tarsia ist die Sanftmuth selbst, sie konnte Dich nie so beleidigen, dass Du ihren Tod wünschest, zudem, so würde man mich auf das grausamste hinrichten, wenn man erführe, das ich meine Hände mit diesem unschuldigen Blute befleckt habe.“ — „Du kennst sie nicht genug,“ erwiederte Dionisia, „sie ist bosshaft, stolz, tückisch, ungehorsam. Zudem weiss niemand, wer sie ist, ihre Aeltern sind längst gestorben. Man wird sie einen Augenblick bedauern, und dann — vergessen. Meiner Rache wird Genüge geleistet, Du aber erhältst Deine Freyheit und Geld, wovon Du die Zeit Deines Lebens Dir, und den Deinigen bequeme Tage verschaffen kannst. Der Ort, wo Du die That am leichtesten verrichten wirst, ist bey den Gräbern, morgen mit Tagesanbruche gehet sie dahin, um auf dem Grabe ihrer Amme zu weinen, dort erschlage sie, ihren Körper verscharre, oder wirf ihn in das Meer, kehre dann zurück, und Du erhältst den gewünschten Lohn. Für Deine Sicherheit lass mich und meinen Mann sorgen.“ Nachdem Dionisia ihren Slaven auf diese Weise zu der gräulichsten That aufgemuntert hatte,

entliess sie ihn. Dieser ging traurig von ihr, „schrecklich,” sagte er zu sich, „ist mein Verhängniss, ich kann also meine Freyheit nur durch Verspritzung des unschuldigen Blutes erkaufen? Menschen! wie hässlich sind euere Anschläge, was habe ich verschuldet, dass ihr mich meinem Vaterlande entrisen, und in Slaverey geführt, wer hat euch das Recht gegeben, Länder mit Kriege überziehen, solche zu verwüsten, und Menschen aus ihren friedlichen Wohnungen in Ketten und Banden mit euch zu schleppen, einen abscheulichen Handel mit euers Gleichen zu machen... Doch diess habt ihr mit mir gethan, ihr habt meines Haus abgebrannt, einen unbehülflichen Greisen gemordet, mich Schuldlosen sammt meinem Weibe verkauft, und aus freyen Menschen Slaven gemacht. Wohlan, ich will auch alle Empfindungen, alle Gefühle des Guten in mir erstickern, ich will auch durch ähnliche Laster mir, und den meinigen die Freyheit verschaffen.”

Der Slave beruhigte sich mit diesen Gedanken, stand vor Tagesanbruche auf, nahm sein Beil zur Hand, und wandelte nicht ohne Schaudern nach den Gräbern. Hier verbarg er sich unter das Gesträuch, und lauerte wie der Wildschütz auf seine Beute. Nicht lange liess ihn die unglückliche Tarsia warten, sie hatte diese nähmliche Nacht von ihrer lieben Aufseherinn geträumt, dann ihres Vaters und Mutter Bild war ihr unbekannt, um es in ihrem Schlafe zu sehen. Sie sah das Gesicht verklärt, und mit frohem Blicke ihr zu winken, Sie stand demnach früher auf,

kleidete sich hastig, nahm ihr Körbchen, das sie den Abend bevor mit Blumen gefüllt hatte, und ging durch einsame Wege, um den Blicken der sie immer bewundernden Menschen auszuweichen. Sie erreichte das Grab, bestreute es mit Rosen, die in Menge, und nirgends so schön und wohlriechend, als in Rhodus wachsen, woher auch einige den Nahmen der Insel herleiten *).

Eben kniete sie nieder, und wollte ihr Gebeth verrichten, als der Slave Theotimes sie bey den Haaren ergriff, zu Boden schleuderte, und das mörderische Werkzeug fasste, um ihr den Kopf zu zerschmettern. Die erschrockene Tarsia hob ihre Blicke gegen ihren Mörder auf, erkannte ihn und sagte: „Ach, Theotimes! was habe ich Dir je zu Leide gethan, ich, die ich erst vor wenigen Tagen Dich beschenkte, und Deiner Frau Geld zusteckte, um sich und Deine Kinder zu kleiden.“ Theotimes gingen die Worte der schönen Tarsia zu Herzen. „Bey Gott!“ rief er aus, „gutes Mädchen, ich bin nicht Dein Mörder, Dionisia ist es, ihr Mann und ihre Tochter, die Dich morden lassen, ich bin das Werkzeug, durch welches sie ihre Rache, Habsucht und Eifersucht befriedigen wollen: es thut mir leid, dass Du gerade durch meine Hände sterben sollst, aber ich schwöre Dir, es muss geschehen, sonst erhalte ich und meine Kinder nie die Freyheit. „Wohlan,“ erwiederte die sanfte Tarsia, wenn keine Rettung für

*) Rhodus heisst auf griechisch eine Rose.

mich ist, so bitte ich Dich, Theotimes, mir nur eine Viertelstunde zu gönnen, damit ich Gott anrufe, und ihm meine Unschuld aufopfere, ich vergebe Dir die böse That, so Du an mir ausüben wirst; sage auch der Dionisia und ihrer Tochter, dass ich sie nie vor dem strengen Gerichte Gottes anklagen werde." Theotimes gab ihr die kurze Frist, und entfernte sich eine kleine Strecke von ihr, sie warf sich auf ihr Angesicht, und empfahl ihren Geist in die Hände des Allbeherrschers. Allein in dem Augenblicke kam schnell das Boot eines vorüber fahrenden Räuberschiffes an das Ufer, es sprangen einige heraus, um etwas zu erhaschen, der Slave entlief, als er sie sah, um sich zu verbergen, diese aber rafften das halbtodte Mädchen von der Erde, und eilten mit ihr nach ihrem Schiffe. Nichts glich der Freude dieser Räuber, als sie ein so ausnehmend schönes Frauenzimmer an ihrem Borde erblickten, für das sie eine so grosse Summe zu bekommen hofften. Nachdem sich die Räuber entfernt hatten, kam Theotimes aus seinem Winkel hervor, begab sich zu seiner Gebietherinn, und versicherte sie, er habe ihren Befehl vollzogen, und forderte seinen Lohn, den ihm auch Dionisia nicht verweigerte. Zwey Tage nach der schändlichsten Verrätherey zog sie, ihr Mann und Tochter Trauerkleider an, ging auf den Markt, heulte bey der marmornen Säule, und betheuerte, dass die einzige Tochter des wohlthätigen Apollonius, die schöne Tarsia, die Zierde ihrer Stadt, und ihr Augapfel, plötzlich erkrankt und gestorben sey. Sie forderte die Bürger auf, den Tag ihrer Beerdigung zu feyern.

feuern. Von Schmerz durchdrungen, thaten es die guten Leute, und begleiteten den Sarg, einer mit kostbaren Kleidern ausgeschmückten Puppe, welche Dionisia und ihre Tochter bis zur Täuschung nachgemacht hatten, zum Grabe. Nicht zufrieden mit dieser Achtung für ihren Liebling, setzten sie ihr ein prächtiges Grabmahl, dass sie aus Erzt, auf gemeine Unkosten verfertigen liessen.

Mittlerweile führten die Räuber Tarsia bis an den Hellespont hinauf, und verhandelten sie in der Stadt Lampsakus *) deren Einwohner selbst bey den Heiden für die wollüstigsten gehalten wurden. Ein Mann, der öffentlich Gewerbe mit Lastern trieb, kaufte sie, um hundert Attische Minen **). Dieser führte sie zuerst in einen kleinen Tempel, der dem schändlichsten aller Götter, dem Priapus einem Sohne der Venus gewidmet war. Seine Mutter soll ihm da geboren haben, wo er mehrere Tempeln, und Altäre hatte, damit sie sein Bild anrufen sollte. Tarsia antwortete dreist, sie würde diess nie thun, indem sie eine Christinn sey, und den wahren Gott anbethete, für dem sie zu sterben bereit wäre. Der Bösewicht lachte aber nur über ihre Bereitwilligkeit zu sterben, und sagte, er habe sie eben nicht gekauft um zu bethen, sie könnte also glauben, was sie wollte.

*) Lampsakus heute zu Tage Lampsaki, über die Meerenge von Hellespont in der Asiatischen Turkey.

**) Eine Attische Mine galt beyläufig dreyssig Thaler.

allein sein Gewerbe lege ihr auf, jeden, der ihm bezahlte, freundlich aufzunehmen. Darauf führte er sie in ein schönes Zimmer, und befahl seinem ersten Diener, ihr keinen Mangel an Kleidern und Kost leiden zu lassen. Nach einigen Tagen liess er ihr Bild, das ein geschickter Mahler gefertigt hatte, aushängen, und zugleich einen grossen Preis untersetzen, für diejenigen, die sie besuchen wollten.

Viele von den ansehnlichsten Männern der Stadt schämten sich nicht, unter die Zahl der ausgelassenen Jugend sich zu mengen, und in das Haus der Sünden zu gehen. Tarsia zitterte und bebte, als sie die Musik, das wilde Geschrey, und die frechen Lieder hörte, welche vor ihrer Thür gesungen waren. Sie erhob ihr Herz zu Gott, flehete sie zu beschützen, oder sie in diesem Augenblicke sterben zu lassen. Ihr Gebeth war erhört, sie empfand eine Stärkung, der sie sich nicht fähig glaubte. Athanagoras der Sohn des Archonten *) der Stadt ging der erste hinein, dem sie sich zu Füssen warf, „Herr!“ sprach sie zu ihm, „Du siehest ein schwaches Geschöpf zu Deinen Füssen, die aber tausend Mahl eher zu sterben bereit ist, als Deine zügellose Begierde zu befriedigen... Ich bin eine Christinn, und verabscheue das Laster; habe Mitleid mit einer Unglücklichen, die aus einer Königstochter, bis zum niederträchtigsten Stande sich herabgewürdiget sieht! Ach! wer Du

*) So hiessen die Fürsten, oder auch Vorsteher freyer Städte in Griechenland.

immer bist," setzte sie mit Schluchzen dazu. „erinnere Dich, dass Du auch einst eine Tochter haben kannst, der Du gewiss kein ähnliches Schicksal wünschest. Ich flehe nicht um dein Geld, das ich in diesem Augenblicke verabscheue, da es die Menschen so sehr missbrauchen, nur um den Tod bitte ich Dich, ermorde meinen Leib, damit meine Seele rein und unbefleckt zu seinem Schöpfer gehe." Athenagoras war von Natur nicht lasterhaft, er war von übeln Beyspielen der Sittenlosigkeit jener Zeiten, und einer Religion, die sich schlechte Menschen zur Deckung ihrer Schandthaten ersonnen haben, hingerissen; übrigens war Biedersinn, Gerechtigkeitsliebe und Grossmuth sein Charakter. Er hob sie mit Ehrfurcht von der Erde auf.

„Rechtschaffenes Frauenzimmer," sagte er zu ihr, „auch ich lernte Tugend schätzen, wenn ich sie auch nicht immer ausgeübt habe, aber Deine Worte dringen an das Herz, und zeigen mir die Hässlichkeit des Lasters; vergebe mir, wenn ich Dich verkannt, und jenen armseligen Geschöpfen, die solche Häuser bewohnen, gleich gehalten habe. Von meinen Nachstellungen bist Du künftig frey, auch werde ich trachten, jene Ehrerbiethung andern einzuflössen, die Dein Stand und Tugend erheischen. Ja, mein ganzes Bestreben soll von nun seyn, Dich dem Wohnsitze des Verbrechens zu entreissen." Mit diesen Worten übergab er ihr ein doppeltes Leggeld, und entfernte sich aus dem Zimmer. Er hielt redlich sein Versprechen, dann er sprach mit solchem Nach-

drucke von den erhabenen Eigenschaften, und hohen Stand der unglücklichen Person zu denen Anwesenden, dass niemand sich wagte sie zu beschimpfen, wohl aber legten die Edelgesinnten eine namhafte Summe zusammen, und übergaben es dem Slavenhändler mit dem Bedeuten, dass er dieses Mädchen nicht mehr solcher Gefahr aussetzen sollte. Doch da dieser niederträchtige Mensch nicht seine Rechnung in der Tugend und Ehre seiner Slavinnen fand, beschloss er sie, um einen geringeren Preis, der roheren Classe der Bürger zu überlassen. Als Tarsia diess von dem Aufseher, der viel menschlicher als sein Herr dachte, vernahm; bath sie diesen, da er lediglich auf Gewinnsucht ankam, sie in die Häuser der Grossen und Reichen zu führen, wo sie durch ihre Stimme, ihre Musik und andere Künste, mehr zu verdienen hoffte, als durch ein abscheuliches Handwerk, wo sie bald aus Gram ihre Gesundheit, und Leben einbüssen würde. Der Aufseher befolgte ihren Vorschlag, und es fand sich in der That dass die Einnahme weit grösser bey dieser, als bey den andern war.

Unterdessen als die unglückliche Tarsia in dem Hause des Lasters schmachtete, brachte Apollonius ganz Syrien unter seine Bothmässigkeit, er führte allenthalben die christliche Religion ein, und mit dieser die Ordnung und Sittlichkeit. Doch entfernen konnte er sich nicht eher, bis überall Ruhe und Sicherheit herrschte. Nach sechzehn Jahren endlich begab er sich mit grossem Gefolge zu Schiffe, um

seine Tochter abzuholen, und mit sich nach Chrysopolis zu seinem Schwiegervater zu führen, den er durch sie über den Verlust seiner Chriselidis zu trösten hoffte. Als er zu Rhodus ankam, erschrak Strangvillo heftig, da er dem schon für todt gehaltenen Apollonius unter die Augen treten sollte. Aber die listige Dionisia spottete seiner Furcht, und nachdem sie sich in tiefe Trauer gehüllt, ging sie mit ihrem Manne auf das königliche Schiff, und da sie vorgelassen wurden, fragte der erschrockene Monarch, was diese Traurigkeit zu bedeuten habe, und warum sie nicht seine Tochter mitgebracht hätten? „Ach, grosser König!“ antwortete das falsche Weib mit abgebrochenen Worten, „wollte der Himmel, dass Du von andern es gehört, und nicht mich das traurige Loos getroffen hätte, Dir das grösste Unglück zu verkünden... Deine Tarsia, Herr!... Ach, Gott! ... deine schöne Tochter ... die Zierde von ganz Rhodus, und der Augapfel der Bewohner unserer Stadt, ist Dir, ... uns allen vor einem Jahre entrissen worden!“ Hier schwieg diese Schlange, und Apollonius wie vom Blitze getroffen stand verstummt, blickte gegen Himmel und seufzte. „Ach! auf diesen Verlust war ich nicht vorbereitet!“ Endlich, als er vernehmlich sprechen konnte, fragte er nach der Art der Krankheit, die ihm Dionisia haarklein, und nicht ohne Vergiessung falscher Thränen erzählte. Zuletzt, als der König nach dem zurück gelassenen Gelde und Kleinodien fragte, gab sie ihm die Auskunft, wie dass Tarsia immer prächtig gekleidet, in allen Künsten und Wissenschaften unter-

richtet wurde, zudem sehr freygebig gegen die Armen gewesen sey, in welcher Tugend sie ihr um so weniger Schranken setzen wollten, da sie zum Throne bestimmt, solche von einem grossmüthigen Vater geerbt zu haben schien. Auch sey vieles auf ihr Leichenbegängniss und Grabmahl verwendet worden, welches ganz vom Erzt und Marmor verfertigt, am Ufer des Meeres, nächst ihrer geliebten Hofmeisterinn, wie sie gewünscht, stehe. Das übrige würde sie ihm um so williger ausliefern, da sie nichts, was sie an ihren Liebling erinnern könnte, behalten wolle.

Apollonius liess sich dann zu dem Grabmahle führen, wo er seine Schmerzen erneuerte, er wollte gar nicht in die Stadt gehen, sondern begab sich auf seine Schiffe, befahl die Segeln aufzuspannen, und gegen Chrisopolis die Reise fortzusetzen. Er liess seine Wohnung ganz mit schwarzem Tuche behängen, und blieb immer im tiefesten Gram versenkt. Schon hatten die Schiffe den Hellespont befahren, als widrige Winde den Steuermann nöthigten in den Hafen von Lampsakus einige Tage die Ruhe des Meeres abzuwarten. Kaum hatte man in der Stadt die Ankunft einer königlichen Flotte erfahren, als das Zeichen zur Musik und aller Art von Freuden gegeben wurde. Apollonius hörte die Töne der Instrumente, und das Geschrey der Frohlockenden, er fragte nach der Ursache dieser Feyerlichkeit, und da er vernahm, dass es ihm zu Ehren geschah, verboth er seinen Leuten ihm eine Erwähnung von

Lustbarkeiten zu machen. Indessen kam Athanagoras an das Schiff, und begehrte im Nahmen der Bürger mit dem König zu sprechen, man meldete ihn; und Apollonius, da er vernahm, dass er den ersten Rang unter den Seinigen hätte, liess ihn, obwohl ungern, vor sich, doch da er einen liebenswürdigen jungen Mann in ihm sah, der ihn auf die höflichste Weise bath, die Stadt mit seiner Gegenwart zu beehren, dankte er ihm, und den guten Einwohnern in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, ersuchte ihn aber, seine Betrübniß nicht weiter zu stören. Athanagoras kehrte also unverrichteter Sache zurück, er befragte die Diener des Königs, welche Widerwärtigkeiten ihn so entfernt von allen Umgang mit Menschen hielten. Man sagte ihm, er beweine den Verlust seiner Gattinn und Tochter, die er seit kurzem verloren hatte, mit solcher Hefigkeit, dass er kaum so viel Nahrung zu sich nehme, als es die Erhaltung seines Lebens erheischt, der Schlaf sey von seinen Augen gewichen, da man ihn die ganze Nacht ächzen, und seufzen hört. Athanagoras ging nachdenkend in die Stadt, es that ihm wehe, einen so mächtigen und guten König, wie er hörte, so sehr von der Traurigkeit eingenommen zu sehen, er würde alles darum gegeben haben, wenn er zu seiner Beruhigung beytragen könnte.

Bey diesen Gedanken fiel ihm die liebenswürdige Slavinn ein, die man oft zu vielen Schwer-müthigen, mit dem besten Erfolge berufen hatte. „Was gilt es,“ sagte er in sich, „dieses bezaubernde

Mädchen, wird durch die sanften Töne ihrer Laute und Stimme, durch ihren angenehmen Witz, die Schwermuth dieses edeln Dulders beruhigen, und seine empörten Lebensgeister in die gehörige Ordnung bringen." Er schickte demnach zu dem Schavenhändler, und liess sich die schöne Rhodierinn, wie man sie nannte, zuschicken. Als sie erschien, sagte er zu ihr: „Mein liebes Kind, heute wird es entschieden, ob Du auf freyen Fuss gestellt sein sollst, die ganze Bürgerschaft wird sich Deiner annehmen, und was Dein ungerechter Herr bisher einzelnen, Die Dich loskaufen wollten, verweigert hat, kann und darf er der ganzen Stadt nicht abschlagen. Aber Du musst dasjenige befolgen, was Dir auferlegt wird. Es ist ein König hier angelangt, der aber wegen den Verlust seiner Gemahlinn und Tochter in der grössten Betrübniß versenkt, sich nicht einmal, was wir so sehnlich wünschen, sehen lassen will. Gehe nun zu ihm und bitte, dass er Dich gelassen anhöre, ich zweifle gar nicht, wenn er Deine Stimme, und wohl angebrachte Gründe vernimmt, wirst Du seine Schmerzen gelindert haben. Gehe, meine und aller Hoffnung beruht auf Dir.

Tarsia befolgte den Antrag mit Freuden, und eilte auf das königliche Schiff, wo sie alle mit der grössten Bewunderung ansahen, und da sie den König zu sprechen verlangte, getraute sich niemand es ihr zu wehren. Sie kam in das dunkle Gemach, wo Apollonius allein beym schwachen Lichte einer Lampe sass, und eben Gott um Stärkung anrufte, dass, da

er sich zu schwach fühlte, solche Opfer, die er ihm auflegte, freywillig zu bringen, er sie wenigstens ohne Murren wider seine unveränderlichen Rathschlüsse ertrüge. Als er nun auf ein Mahl die ihm ungewöhnliche weibliche Stimme vernahm, sah er strenge und ernsthaft nach der Seite, und fragte wer sie sey, und was sie von ihm verlange. „Deine Slavinn, o Herr!“ sagte sie schüchtern, „ein ohnmächtiges Mädchen, das aber die Einwohner von Lampsakus für fähig hielten, die düstere Schwermuth eines grossen Königs zu zerstreuen. Verwirf also ihren guten Willen, und meine geringe Bemühungen nicht, die bloss zu Deinem Besten zwecken. Bedenke, o Herr! dass ein König nicht sein eigener ist, er gehört seinen Unterthanen, die alle während seiner Trauer in die Unthätigkeit versetzt, ihre ordentlichen Pflichten verabsäumen müssen. Die Weisheit und Mässigung sind die ersten Zierden der Könige, Du hast, wie ich gehört, Dir den Nahmen eines Weisen erworben. Nun, grosser Monarch! zeige diese Weisheit, und sey ein standhafter Mann in Widerwärtigkeiten, es wäre eine Schande einem Beherrscher grosser Völker, wenn er sich von einem Mädchen in dieser Tugend übertroffen sähe. . .“ Apollonius voll Verwunderung über die edle Dreistigkeit eines Mädchens, dessen sanfte Stimme schon in ihm eine angenehme Empfindung erregte, liess sie näher treten, wo er noch mehr über ihre persönliche Vollkommenheiten erstaunte, er erlaubte ihr also, es zu versuchen, ihn aus seiner traurigen Fassung zu bringen. Sie nahm ihre Laute, stimmte sie, und fing an mit der gröss-

ten Kunst zu spielen. Allein nichts waren die Töne des Instrumentes, gegen die Harmonie ihrer Stimme, sie sang ein Lied, dass sie über sich selbst, und ihre bedauernswürdige Lage einst gemacht.

Schön blühet die rothgefärbte Rose,
Lieblich duftet ihr Geruch.

Doch sitzt sie nicht auf weichem Moose,
Nicht auf glatten Stäbchen Bruch.

Zwischen Stacheln, spitz'gen Dörnern
Hat die Natur sie verbannt,

Und bey Stacheln, spitz'gen Dörnern
Ist sie dennoch nicht verkannt.

Armes Mädchen, diess Bild zeigt dir deine wehmüthige
G'schicht.

Ahme nach der schönen Rose, und vergiss nie deine
Pflicht.

Selbst das Haus des Lasters seye, wo dein Schicksal dich
geführt,

Für dich stets der Tugend Tempel, wie sich's für dein
Stand gebührt.

Apollonius noch mehr gerührt von den Worten, als von der Musik der schönen Sängerinn, ersuchte sie noch ein Mahl ihr trauriges Lied zu wiederholen, welches ihm so viel ähnliches mit seiner Lage zu haben schien. Dann aber sagte er: „Gutes Mädchen, auch Du bist ein Spiel des Glückes, wie ich sehe! doch Dein Schicksal kann gemildert werden, hier hast Du zehn Talente, um Deine Freyheit zu erkaufen, lebe, und sey glücklicher als ich, aber gehe jetzt, gehe, dann Dein Anblick vermehrt meine Lei-

den." Tarsia warf sich ihm zu Füßen. „Nein, grosser König!" sagte sie, „es war nicht Dein Geld, was mich zu Dir geführt hat, es war der Wunsch Deinen Schmerz zu lindern, ich sehe mit Betrübniß, dass es mir nicht gelang. Wohlan, so gebe der Vernunft Gehör, diese zeigt Dir gewiss, dass Du keine unsterbliche Frau genommen, und keine Tochter gezeugt, die dem allgemeinen Loose der Menschen entgehen würde, warum solltest Du nun Dich für sie abhärten, erfülle Deine Pflicht auf Erden, vertraue auf Gott, er kann Dir Deinen Verlust ersetzen, eine gute Gattinn, und eine Tochter wieder geben, die Dich mehr als jene, die nicht mehr sind, erfreuen werden." Apollonius aufgebracht über die Worte des Mädchens, stiess sie mit Unwillen von sich, allein der Stoss war übel angebracht, er hatte sie hart getroffen, so dass sie häufig aus der Nase blutete. Nun brach sie in bittere Klagen aus. „Gott!" sagte sie in ihrer Wehmuth, „womit habe ich diess verdient, dass auch jene, denen ich Gutes wünschte, mir mit Härte und Verachtung begegnen, ist diess eine Prüfung von Dir, o mächtiger Schöpfer! wohl, so unterziehe ich mich ohne Morren Deinen göttlichen Fügungen, aber gebe mir auch Kraft zur Ertragung alles Schmachtes und Elendes, so du mir auferlegt hast. Zum Zepter und Krone geboren, hatte ich nicht ein Mahl Raum auf Erde, in die Welt zu kommen, auf dem Meere, das meiner guten Mutter, der ich Unglückliche das Leben kostete, Leichnam bedeckt, musste ich das Tageslicht erblicken. Von meinem

Vater, falschen Freunden anvertraut, wurde ich gleichsam auf die Schlachtbank geliefert. Die Bösewichter, um sich meines Erbtheils zu bemächtigen, erkaufte einen Slaven, der mich morden sollte, und nur durch Räuber, die sonst Menschen das Leben nehmen, ward ich dem Tode entrissen. Aber ach! diese wucherten mit meinem Leben, das sie schenkten, und verhandelten mich in das Haus der Schande, da sollte nun die unglückliche Erbin von Syrien und Tyrus ihre Ehre und Unschuld, unzünftigen Lasterbuben um Geld feil biethen. Doch Du schütztest mich, gütiger Vater der Waisen. Ach gewiss hatte Deine Allmacht nicht umsonst über mich gewacht, und Deine Wunderhand mich stets aus den grössten Gefahren errettet, ja Du wirst mir noch einst meinen Vater, den König Apollonius zeigen, ich vertraue auf Deine Barmherzigkeit. . .”

Apollonius, der gleich vom Anfange auf die klagen des Mädchens aufmerksam wurde, schlug nun die Hände zusammen, und rief aus: „Grosser Gott! der Du die verborgensten Falten des menschlichen Herzens durchschauest, und dessen Blicken nichts entgeht. Der Du keinen Wurm verschmähest, sondern auch ihm seine Nahrung ertheilest, damit er nicht ganz unglücklich sey. Du leitest selbst die Bosheit der Menschen zum Besten der Unschuldigen, und niemanden legt Deine Hand mehr Last auf, als er tragen kann, ich bethe Deine Weisheit an, und danke Dir Unendlicher, für Deine Führung! Er hob nun seine erstaunte Tochter mit Freuden

auf, wusch ihr Gesicht mit seinen Thränen. „Tarsia! meine Tarsia,” sagte er, „die wichtigste Ursache meiner Trauer, Du bist mir wieder gegeben! Ich bin Apollonius, Dein Vater, an dessen Herzen der Kummer über Deinen Verlust nagte, ach danke, danke mit mir dem Ewigen für die Wohlthat, die er uns heute widerfahren lässt!”

Beyde warfen sich auf ihre Knie, und brachten dem Tröster aller Leidenden ihr innigstes Gebeth, wornach der König seine Dienerschaft berief, ihnen seine unvermuthete Freude mittheilte, und ihnen ihre lebenswürdige Beherrscherinn vorstellte. Augenblicklich verbreitete sich dieses angenehme Gerücht, und niemand war, der nicht den wärmsten Antheil daran genommen hätte. Am meisten aber freuete sich der schöne Jüngling Athanagoras, der nun der erste aus der Stadt herbey eilte, um den König und seiner Tochter Glück zu wünschen. Beyde dankten ihm auf das verbindlichste. Doch als Apollonius von seiner Tochter erfuhr, dass dieser junge Fürstensohn ihre Ehre so grossmüthig beschützte, auch sie ihrem Vater zugeführt hatte, sagte er ihm: „Edler Jüngling, womit könnte ich Deine Rechtschaffenheit, und Deine uns geleisteten Dienste besser belohnen, als mit der Hand derjenigen, die Du noch unbekannt, in Deinen Schutz genommen. Nur zwey Bedingnisse fordere ich von Dir für diess Geschenk, nämlich, dass Du Dich zum Christenthume bekehrest, dann die Schmach meiner Tochter nicht ungerochen lassest, und denjenigen zur gerechten Strafe ziehest, der sie

so schimpflich in ihrer Slaverey behandelte. Beydes versprach Athanagoras mit Freuden, er kehrte in die Stadt, und meldete mit Begeisterung die Gnade des Königs, seinem Vater: der nicht allein mit Vergnügen seine Einwilligung zu dieser Verbindung gab, sondern auch diesen Glauben, den die Bürger bisher bloss aus Hang zum Laster nicht allgemein werden liessen, öffentlich einzuführen gelobte. Was aber den unmenschlichen Slavenhändler betraf, der wurde nicht nur an Leib und Gut auf das empfindlichste gezüchtigt, sondern sein Haus geschleift, und kein ähnliches mehr geduldet. Wirklich brachte diess der ehrwürdige Archont um so leichter zu Stand, da er den Bürgern, die schönsten Aussichten von der einen Seite darstellte, von der andern aber mit dem Zorne eines mächtigen Königs drohete.

So triumphirte die Tugend einer Prinzessin, in einer Stadt, worin sie ihre Ehre und Unschuld zu verlieren, die grösste Gefahr lief. Nicht lange nach der Hochzeit des edeln Paares verweilte Apollonius in Lampsakus, der gerechte Unwillen wider die Verräther Strangvillo und Dionisia, trieb ihn nach Rhodus, er eröffnete sein Vorhaben seinem Schwiegersohne, und dessen Vater, dann die sanfte Tarsia würde selbst ihrem Mörder verziehen haben, beyde billigten die Reise, und begleiteten ihn dahin, allwo er gleich bey seiner Ankunft, einige der ansehnlichsten Rathsmänner zu sich bitten liess, wie, nicht minder den treulosen Strangvillo, und seine Gemahlinn. Willig erschienen alle, und Apollonius bath die letztern noch

ein Mahl, ihm den Tod seiner Tochter zu wiederhohlen. Dionisia liess sich nicht lange bitten, und begann alle ihre Drangsalen und Sorgfalt, während der Krankheit der Prinzessin zu schildern, als mitten in ihrer kläglichen Erzählung die Thür aufging, Tarsia hinein trat, und sie bath, sich ihrentwegen nicht zu sehr zu betrüben, indem sie die Todeskrankheit glücklich überstanden hätte. Kein Donnerschlag würde diese elende Lügnerinn mehr erschreckt haben, sie und ihr Mann standen wie versteinert da. Der König warf ihnen ihre Niederträchtigkeit vor, und ersuchte die Richter, eine solche Verrätherey nicht ungeahndet zu lassen, diese verurtheilten sie einstimmig, unerachtet der Fürbitte der Prinzessin, sammt ihrer Tochter, mit Steinen todt geworfen zu werden. Alles, was Tarsia erhalten konnte, war, den Slaven nicht mit der Todesstrafe belegen zu lassen, doch wurde er aus der Stadt verbannt.

Nachdem die Schuldigen ihren verdienten Lohn erhalten hatten, dankte Apollonius den Bürgern für ihre Gerechtigkeit, die ihn weinend bathen, die Verrätherey dieser Nichtswürdigen nicht ihrem ganzen Lande aufzubürden. Er aber versicherte sie immer seiner Huld und Freundschaft, und reiste von tausend Segenswünschen begleitet, dann er vermachte abermahls zum Behufe der Witwen und Waisen all das Geld, was er einst mit seiner Tochter dem Strangvillo übergeben hatte, gegen Chrisopolis. Unter Weges hatte er einen sonderbaren Traum, den er

gleich den Morgen seiner Tochter, seinem Schwiegersohne, und dem Archonte von Lampsakus mittheilte, es schien ihm, als hätte er seine geliebte Chriselidis zu sich kommen gesehen, die ihn nach Ephesus zu gehen ermahnte, allda in dem Tempel der Christen, Gott öffentlich für die schon erhaltene Gnaden zu danken, und die Vorsteherinn des christlichen Unterrichtes, mit sich nach Chrisopolis zu nehmen auferlegte. Aller Meinung war diesen so bedeutenden Traum nicht aus der Acht zu lassen. Man steuerte also gegen Ephesus zu, wo Apollonius zuerst sich um das Gott gewidmete Gebäude erkundigte, man sagte ihm, es wären jetzt mehrere Kirchen dem wahren Gott in der Stadt erbaut worden, doch hätten die Christen besonders ihre Andacht und Vorliebe zu jener, die eine fromme Frau zuerst erbauen liess, diese hätte sich mehrere Jahre selbst mit dem Unterrichte der sich zum Christenthume bekehren wollenden Frauenzimmern abgegeben, nachdem sie aber vor acht Jahren das zeitliche verlassen, hätte solches eine tugendhafte Fremde übernommen, die mit dem besten Erfolge an der Bekehrung des Frauenvolkes arbeitete, sie zur Frömmigkeit und allen Tugenden ermunterte, und durch diese wiederum selbst die verstocktesten Heiden, dem wahren Gott zuführte, man zweifle gar nicht, dass der Allmächtige, der die schwachsten Werkzeuge erwählt, um die Stärksten zu überwinden, sie hierher geführt habe. Apollonius und die seinigen äusserten den Wunsch, diese tugendhafte Person zu kennen, und sich ihrem Gebethe zu empfehlen, man berichtete ihr eilends das

Ver-

Verlangen des Königs, sie erwartete ihn also mit ihren Mädchen an der Thür ihres Gotteshauses; allein kaum hatte sie ihre Blicke auf ihn geworfen, als sie laut ausrief: „Gütiger Himmel! so belohnst Du also das Zutrauen, das Chriselidis in Dich setzte... Nein, meine Augen täuschen mich nicht, ich sehe meinen Gemahl, Apollonius von Tyrus.“

Bey diesen Worten war Apollonius seiner Freude nicht mächtig, er warf sich seiner unvergesslichen Chriselidis um den Hals. „Gott... ach, mein Gott!“ sagte er, „wie belohnst Du Deine Diener! welche unverhoffte Wonne bereitest Du jenen, die sich Dir ergeben haben, und ohne Murren Deinen göttlichen Prüfungen sich unterwerfen!“ Chriselidis umarmte nun auch ihre Tochter mit Zärtlichkeit, und erzählte ihnen mit wenig Worten, ihre wunderbare Erhaltung, nach welcher sie in das Heiligthum eintraten, wo sie Gott den Allmächtigen aus der Fülle ihres Herzens für alle seine Gnaden ihren Dank abstatteten. Einige Tage darauf verliessen sie Ephesus zum grössten Leidwesen der Einwohner, die ungern eine so tugendhafte Frau aus ihrer Mitte verloren. Endlich langten sie glücklich alle in Chrisopolis an, wo sie den fast neunzig Jahre alt gewordenen Altristates mit Freude und Wonne erfüllten. Apollonius übernahm die Regierung von Chrisopolis, die ihm sein guter Schwiegervater gleich nach seiner Ankunft übergab. Er schickte Athanagoras und seine Tarsia nach Syrien, um dort die königliche Würde zu begleiten. Seine getreue Chriselidis hatte, nach ihrer Vereinigung,

noch mehrere Kinder, die sie in den nähmlichen Tugenden erzogen, welche Vater und Mutter zierten.

Es erhielt sich auch wirklich diese gottesfürchtige Familie einige Jahrhunderte auf dem Throne ihrer Vorältern, und erweiterte das Gebieth von Chri-
sopolis nicht so wohl durch glänzende Eroberungen, als gerechte Ansprüche und willige Unterwerfung mehrer so genannten freyen Völker, die, müde ihrer krampfartigen Freyheit, welche ihnen von ihren Volksrednern, deren einer den andern stürzte, vorgespiegelt war, und wobey sie stets Bürgerblut fließen sahen, sich glücklicher unter gerechten und milden Fürsten leben zu können hofften. — Auch der von Tarsia in Syrien verpflanzte Stamm erlosch durch die weiseste Anordnung des Allgütigen, kurz vor der gänzlichen Zerstörung der prächtigen Stadt Palmyra, wohin der Sitz von Syriens Beherrschern verlegt war, so dass er nicht die Gräuelszenen vom Jahre 741, da die wüthende Grausamkeit der fanatischen Nachfolger Mahomeds alles mit Feuer und Schwert verheerte, sehen und beweinen durfte.

D I E
ECHTE TUGEND

KANN ZWAR VERKANNT,
ABER NICHT
UNTERDRÜCKT WERDEN.

EIN LUSTSPIEL
I N
Z W E Y A U F Z Ü G E N

A U S
DEM FRANZÖSISCHEN
FREY ÜBERSETZT

V O N
J. P. D.

Verlegt auf Kosten des Königlichen
Varasdiner Gymnasiums.

VARASDIN, 1821.

Gedruckt bey Johann Sangilla, Königl. priv. Buchdrucker.

P E R S O N E N:



Madame Durocher, eine Leinenzeug-Händlerinn.

Silvie, ihre Tochter 12 Jahre alt.

Aline, ein Lehrling 15 Jahre alt.

Louise, das Ladenmädchen.

Madame Bertrand, eine Kaufmannsfrau, Nichte der
Madame Durocher.

Lili, ihre Tochter, ein Kind von 5 Jahren.

Catharine, Köchinn bey der Madame Durocher.

Gräfinn von Olsey.

(Die Vorstellung ist in Paris, im Hause der Madame
Durocher.)

ERSTER AUFZUG.

Ein Zimmer.

ERSTER AUFTRITT.

Aline (allein, steht vor einem Tische; sie hält einen Beutel mit Gelde, eine goldene Büchse und ein Billet in der Hand.)

Himmel, was thue ich? wie konnte man in das Zimmer kommen, und alles diess in meine Tischlade legen, ohne von jemanden im Hause bemerkt zu werden!.. Catharine ist zu ehrlich, um sich verführen zu lassen... ich kann nur Joseph, den kleinen Küchenjungen im Verdacht haben... ich brauche den Brief nicht zu lesen, ich weiss nur zu gut, von welcher Hand als diess alles kommt... schändliche Geschenke eines verruchten Bösewichts... Und doch, dieser nähmliche Marquis ist der Oberst meines Vaters; armer Vater! wie werde ich Dir aus der Noth helfen? wer hätte mir es gesagt, dass Du bey der ersten Nachricht, die ich von Dir erhalten werde, mich so viele Thränen kosten sollst!... wie glücklich wäre ich, wenn ich ihn sehen, und umarmen könnte!.. Aber ach, von meiner Verschwiegenheit allein hängt sein Leben ab!... O mein Gott!... muss dieser nie-

derträchtige Marquis von Olsey, gerade sein Oberster seyn!... und ich darf meine Verlegenheit niemanden anvertrauen!... Himmel, es kommt jemand, ich muss geschwind alles verstecken... (Sie schiebt alles in ihren Schubsack.)

ZWEYTER AUFTRITT.

Catharine und Aline.

Catharine. Jungfer Aline, ich suche Sie... aber mein Gott, Ihre Augen sind ganz roth... ich wette, Sie haben wieder geweint?

Aline. Nein Catharine, ich versichere sie... aber sage sie mir, hat sie meine Kleider verkauft?

Catharine. Noch nicht, dann sehen Sie nur, wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so habe ich manchen Verdacht im Kopfe... ein junges Ding, wie sie, ihre wenigen Kleider weg zu geben, und das heimlich, 's ist einmahl zu viel.

Aline. Aber sagte ich ihr nicht Catharine, dass ich eine alte Muhme in Burgund habe, die sich in der grösten Noth befindet, sie liess mir schreiben, und ersucht mich, ihr aus ihrem Elende zu helfen, ich verkaufe also einige Kleidungsstücke, um ihr das Geld zu schicken.

Catharine. Ja, eine alte Mam, das haben Sie mir freylich gesagt, aber zum Henker! ihre wenigen Sachen für eine alte Mam zu verhandeln, ist einmahl z'strak. Wär's noch für einen Vater, oder Mutter, das ging noch an, aber Sie sind eine Waise, das wissen wir alle. Und diese alte Mam, die auf ein

Mahl wie von Himmel herab fällt, druckt mich am G'wissen.

Aline. Erinnert sie sich nicht mehr, dass ich gestern einen Brief erhalten habe?

Catharine. Wohl, auch dass Sie darüber heisse Thränen vergossen haben.

Aline. Nun der Brief war von meiner alten Muhme.

Catharine. Und wenn diess gar ein Liebesbriefchen gewesen wäre?.. Vergeben Sie mir, Jungfer Aline Sie sind erst fünfzehn Jahre alt, aber Sie sind so hübsch und fein, ..

Aline (zieht einen Brief aus der Tasche.) Ach Catharine, sehe sie ein Mahl, ob diess einen Liebesbrief ähnlich ist, sie kann zwar nicht lesen, aber betrachte sie, wie das Blatt grob und schmutzig ist...

Catharine. Nein, 's ist nur ein hübscher Herr, den ich im Verdachte habe; und dieser würde gewiss nicht darauf geschrieben haben. O die Liebesbriefe schau'n ganz anders aus, erstens so sind sie ganz klein, klein, dann ist das Papier glatt, rein, und mit Goldschnitt. I' hab deren g'nug g'sehen, als ich bey der Witwe eines Advocaten gedient hab, sie hat alle Tage welche kriegt. Sie war nicht so schön und so jung, wie Sie, aber sie war reich, und das ersetzt schon das übrige.

Aline Sie wird doch wissen, dass dieser Brief der nämliche war, den ich gestern in der Hand gehabt, als sie in mein Zimmer gekommen ist?

Catharine. Ja richtig, das war das Gekritz'l da, worüber Sie so g'weint haben, und darin steht so

wenig was von einer Liebe, als in meinen Augen. Izt glaub' ich schon an die alte Mann, um so mehr, da man Sie seit zwey Jahren, als Sie in der Lehre sind, nie eine Unwahrheit sagen gehört: aber warum wollen Sie, dass Madame Durocher nichts davon wissen soll?

Aline. Ich wiederhole es ihr bloss, weil ich weiss, dass sie mir nicht erlauben würde, meine Kleider zu veräussern...

Catharine. Sie ist doch so eine gute christliche Frau!...

Aline. Das ist sie gewiss, und sie würde mich nöthigen, Geld von ihr anzunehmen...

Catharine. Desto besser, die Dame, die Sie in die Lehre gegeben hat, würde 's ihr wohl auch ersetzen.

Aline. Gerade diess wünsche ich zu vermeiden, ich koste ohne diess zu viel meiner Wohlthäterinn, ich gebe diese Paar Kleider weg, die ich leicht entbehren kann.

Catharine. Sie haben ja fast nichts behalten, als was Sie am Leibe haben.

Aline. O ja, ich habe noch eines.

Catharine. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich mächt' der Dame schreiben, dass sie sich der Alten annahme, sie würd' ihr wohl aus der Noth helfen.

Aline. Hat sie schon vergessen, dass diese Dame mit ihrer Tochter verreiset, und jetzt in Italien ist. (Für sich) Wollte Gott, sie wäre da, sie würde mich nicht verlassen!

Catharine. In Italien!... Ist das weit von hier?

Aline. Ich würde kaum in sechs Wochen eine Antwort von ihr erhalten.

Catharine. Herr Jesus! was macht sie in einem so verlornen Lande, ich glaub', das ist gar am Ende der Welt.

Aline. Wohlan meine gute Catharine, sie hat mir versprochen, dass sie meine Kleider verkaufen wird.

Catharine. Es sey, ich gehe gleich auf den Trödelmark, und hohle Ihnen Ihr Geld, ich seh's ist ein gutes Werk, nur diese Heimlichkeiten gehen mir nicht recht in Kopf.

Aline. Morgen kann sie es sicher sagen, ich selbst werde es der Madame Durocher gestehen.

Catharine. Ist's wahr, Jungfer Aline?

Aline. Ja, auf mein Wort, nur heute bitte ich sie, es geheim zu halten, denn heute gehet der Bothe weg, dem ich das Geld übergebe, und ich möchte ihm um alles in der Welt kein Hinderniss legen.

Catharine. Verlassen Sie sich auf mich, 's soll kein Wort über meine Zunge kommen. Aber Apropos, Jungfer Aline, sprechen wir von dem schönen Herrn, der Sie Sonntags bey der Messe so oft ang'schaut hat... Wissen Sie, dass er heute schon im Laden war, eben als die Frau ausgegangen ist, und Sie noch in der Kirche waren. Ich räumte unten zusammen, auf ein Mahl hält eine Kutsche vor dem Hause, und der Monsieur kommt herein, ich bin ganz erstaunt, als er mit einem Talara, Talarara, so

in das Zimmer trat, und nach der Madame Durocher fragte... Sie ist bey dem Gottesdienste, mein Herr, 's ist heute Feyertag... Darauf sagt' er, er möchte fein ausgenähte West'n, und Halsbinden mit Spitzen kaufen... Während als er g'redt, hat er sich immer umg'sehen, ich wollte wetten, das er sie mit den Augen g'sucht... Ich, um zu sehen, was er sagen wird, ruf' Joseph, der Bube ist kommen, — Joseph, hab' ich g'sagt, weisst du nicht, ob Jungfer Aline zu Haus ist? — Nein Jungfer Catharine, sie ist mit der Jungfer Silvie und Louise in die Predig gegangen... Ach, mir ist leid, sie hätt' den gnäd'gen Herrn g'sagt, ob ausgenähte West'n und Halsbind'n mit Spitzen fertig wär'n, dann ich weiss 's nicht... auf Ehre, wie er Ihr'n Nahmen g'hört, hat er alle Farben im G'sicht zeigt, darauf hat er mich über sie ausg'fragt nach der längst, und ist fort.

Aline. Sie that nicht recht, Catharine, von mir zu sprechen, und seine Fragen zu beantworten.

Catharine. Oh es g'schah nur um ihn auszuhohl'n, dann ich versicher' Sie, dass ich diese garstige Männer, wie meine Sünden hass', die junge Mädchen betrieg'n woll'n, jetzt da ich weiss, warum er herkommt, werd' ich ihm den Weg weis'n, wenn er sich an mich wend't... Ach, ich hab vergessen zu sagen, dass er mir zwey Dukaten schenken wollt', als er das Zimmer verliess, ich hab sie aber rund ausgeschlagen: dann ich hab' sie nicht verdient. Sicher hat er mich ihrentwegen bestech'n woll'n, das hat mich so g'ärgert, dass ich wie Feuer roth war.

Aline. Da hätte er roth werden sollen, wenn er schlechte Absichten gehabt hat.

Catharine. 'S ist wahr, er mag noch so ein grosser Herr seyn, die arme Catharine war in diesem Augenblicke besser als er.

Aline. Er wird sehen Catharine, dass er in unserem Stande edlere Gesinnungen findet, als in den seinigen.

Catharine. Sie sind wohl gut Jungfer Aline, zu sagen: — In unserem Stande, — Sie sind wie ein Fräule erzogen, Sie kennen lesen und schreiben, Sie wissen so schöne Sachen, 's is ein grosser Unterschied zwischen mir und Ihnen.

Aline. Es ist wahr, meine Wohlthäterinn hat mir eine Erziehung gegeben, die weit über meinen Stand ist; aber dem ungeachtet bin ich nur ein armes Bauernmädchen.

Catharine. 'S ist hübsch, dass Sie das nicht vergessen, Sie sind halt a brav's Kind. Aber dass ich Ihnen meine G'schicht zu End' bring', ich weiss den Nahmen dieses Herrn, er heisst Marquis von Olsey, und wohnt ob'n in der Strass'n da bey seiner Mutter, der Gräfinn Olsey.

Aline. Lebt seine Mutter noch?

Catharine. Ja, und soll eine wohlthätige Frau sein.

Aline. Woher weiss sie diess Catharine?

Catharine. Durch Joseph erfahr' ich alles, das ist ein Erzbub, dem nichts entwitsch't.

Aline (für sich.) Er hat eine Mutter! ... wie? wenn... (Sie denkt nach.)

Catharine. Ich höre Madame Durocher mit ihrer Tochter sprechen, sie ist schon zu Hause gekommen.

Aline. Catharine, mein liebes, gutes Catharinen, denke sie auf meine Kleider... aber mein Gott, heute ist Feyertag...

Catharine. Das thut nichts, da es ein gut's Werk zum Grund hat, so gibt mir die Trödlerin schon 's Geld, sie kennt mich, seyn Sie nur ruhig... Die Tochter unserer Frau, weiss sie auch was davon?

Aline. Jungfer Silvie? Nein; sie liebt mich zu sehr, sie würde ihre Mutter um diess Geld angesprochen haben, und das wollte ich nicht.

Catharine. Nu, da hätten sie schöne Gelegenheit g'habt, Ihre Kleider zu behalten... und Louise, das Ladenmädchen, weiss die auch nichts?

Aline. Kein Wort... der konnte ich es am wenigsten sagen.

Catharine. Ist mir recht lieb, ich mag's gar nicht, ich wünsche ihr nichts Ueb'ls, Gott behüte mich davor... aber sie hat eine böse Zunge, das hab ich oft bemerkt, geben Sie Acht, dass Ihnen diese keine Wäsche macht... Aber still, die Frau kommt.

Aline. Liebe Catharine, ich empfehle mich ihr nochmahls...

Catharine. Geben Sie sich zufrieden, ich laufe ihrentwegen in's Feuer... (Geht ab.)

Aline. O du liebes gutes Mädchen!... ich will auch meinem Entwurfe nachdenken, vielleicht gelingt er mir. (Will auch ab.)

11
DRITTER AUFTRITT.

Madame Durocher. Aline.

Mad. Dur. (hält sie auf.) Wo gehet sie hin, Aline?

Aline. Auf meine Stube, Madame.

Mad. Dur. Bleibe sie einen Augenblick, ich habe mit ihr zu sprechen... Aline, sie hat ein heimliches Anliegen, was sie zu verbergen sucht, seit gestern ist sie nicht in ihrer gewöhnlichen Munterkeit.

Aline. Ich Madame?

Mad. Dur. Ja sie, warum erröthtet sie, und hat Thränen in Augen, was bedeutet das?

Aline. In Wahrheit Madame, ich habe Ihnen nichts zu sagen...

Mad. Dur. Sie ist mir anvertraut, ich muss für ihre Aufführung gut stehen, da sie aber nicht selbst es gestehen will, so sage ich ihr es, dass ich sie so beobachten werde, bis ich hinter ihr Geheimniss komme... Schicket sich das für ein Mädchen von ihrem Alter, gegen eine Person, die sie als Mutter betrachten müsste, sich so zu verstellen?

Aline. Aber Madame! ich weiss gar nicht, was Sie meinen..

Mad. Dur. Genug, ich sehe, es würde unnütz seyn, sie in diesen Augenblick darüber auszufragen, gehe sie jetzt nur.

Aline (im Weggehen.) O mein Gott, auch die Schande soll ich tragen, in Verdacht zu seyn!...
(Gehet weinend ab.)

VIERTER AUFTRITT.

Madame Durocher (allein.)

Sie weint? sie zittert wie ein Laub? da steckt was dahinter... gewiss ein angesponnener Liebeshandel... doch ist sie erst fünfzehn Jahre alt, und sie war immer so bescheiden... und so gar stolz auf ihre Ehre... aber sie ist so ausnehmend schön... alles dies macht mich unruhig, ich will meine Tochter, und Louise befragen, vielleicht wissen diese etwas...

FÜNFTER AUFTRITT.

Madame Durocher. Silvie (in einem Polonois.) Louise.

Mad. Dur. Ach, da kommen sie eben zu rechter Zeit... Komm her Silvie... (Sie bemerkt ihr Kleid) Wie bist denn Du angezogen?

Silvie. O Mama, ich wünschte so sehr ein Pohnisches Kleid zu haben... es ist so bequem, und lässt so hübsch... besonders rückwärts... sehen Sie nur (sie kehrt sich um) nicht wahr, es steht mir gut?

Mad. Dur. Sehr wohl... die Knöpfe, Bänder und Schnüre, nichts fehlt daran.

Louise. Es bildet recht gut den Leib der Jungfer Silvie, sie sollte sich immer so tragen.

Mad. Dur. Und was hast auf dem Kopfe, eine Tortenpfanne?

Silvie. Es ist ein Hut, Mama.

Mad. Dur. Ha mein Kind, wer hat Dir die Narrheit in Kopf gesetzt, Dich so zu kleiden?

Silvie. Warum das Mama?

Mad. Dur. Warum, fragst Du? weil Du einer Seiltänzerinn vollkommen gleich siehest.

Silvie. Und doch tragen die Damen jetzt meist Pohlische Kleider.

Mad. Dur. Die Damen lassen ihre Trachten durch gute Nähterinnen verfertigen, zahlen sechs Thaler Macherlohn. Die Damen nehmen ihre Hüte von den besten Modehändlerinnen, zu acht und mehr Dukaten, bist Du im Stande solche Unkosten zu machen? Nein, du siehst also keiner Dame ähnlich, sondern einer kleinen Bürgerstochter, die sich durch ihre Afferey lächerlich macht, oder wenn Du zu allen den Alfanzeren auch eine freche Miene annimmst, so wird man dich eben so wenig für eine Dame, als für ein ehrliches Bürgermädchen halten, sondern eine aus den ausgeschämten Dirnen in Dir suchen. Pfuj doch, Du siehest, was man dadurch gewinnt, wenn man aus seinem Stande treten will.

Silvie. Mama, ich will mich anderst ankleiden.

Mad. Dur. Da wirst Du sehr wohl thun, aber höre bevor... weißt Du nicht, warum Aline seit gestern früh so traurig ist?

Silvie. Nein Mama, aber es ist wahr, sie war sehr nachdenkend, und gewöhnlich ist sie weder mürrisch noch verdriesslich.

Louise. Sie hat die ganze Nacht hindurch geächzt und geschluchzt, dass ich kein Auge zu machen konnte, ich fragte sie einige Mahl, Jungfer Aline, was fehlt Ihnen, sind Sie krank?... Ich habe mich erkältet, sagte sie, ich habe so einen Schnupfen...

Mad. Dur. Weiss sie für gewiss, dass sie geweint hat?

Louise. Mein Gott! zudem hat sie fast keinen Bissen den ganzen Tag gegessen.

Mad. Dur. Hat sie ihr nichts von ihrem Anliegen vertraut?

Louise. O das wird Mamsell Aline nicht thun, sie ist zu hoch aus; weil sie die Weltgeschichte und die Geographie liest, und gute Briefe aufsetzt, glaubt sie, man ist nicht würdig ihr den Schuhriemen aufzulösen, ... und doch ist unser eine so gut als sie, meine selige Mutter war Tapeziererin, in der Lombarder Gasse...

Mad. Dur. Das sind triftige Ursachen in der That... denkt sie denn Louise, dass wir nur nach unserer Geburt ein Recht haben, anderer Achtung auf uns zu ziehen? Solche Gedanken sind selbst bey Adelichen lächerlich, und in unserem Stande, die grösste Thorheit... sie ist eben so viel Werth, als Aline, weil sie die Tochter einer Tapeziererin ist? was in aller Welt macht ihre Mutter, und die Gasse, in der sie gewohnt hat, dazu? es ist die Frage, ob sie so ehrlich, so geschickt, und so wohl erzogen ist, als Aline: auf diese Art kann sie so gut seyn. Und warum sagt sie, Aline sey stolz; das ist sie wahrlich nicht. Sie hält auf sich, das ist, sie macht sich nicht mit jedermann bekannt, und gemein; sie lässt sich nicht in ein langes und breites Gespräch ein, und erkundigt sich nicht um alle Vorfälle, die sie nicht angehen, und darin hat sie vollkommen recht, es ist nichts unausstehlicher, besonders bey jungen Frauen-
zim-

zimmern, als wenn sie, wie eine alte Gevatterinn, immer das erste und letzte Wort haben will. Sonst ist sie Leutselig, sanft, gefällig, immer auf eine nützliche Art beschäftigt, und auf den ersten Wink gehorsam... Doch gehe jetzt Silvie, ziehe Dich anderst an, Nachmittag gehst Du mit Madame Bertrand, und Aline in die eliseischen Felder spazieren.

Silvie. Mama, ich bitte, möchten Sie uns nicht lieber auf die neue Bastey zu gehen erlauben?

Mad. Dur. Warum diess, Du bist sonst so gern in die eliseischen Felder gegangen?

Silvie (etwas verlegen.) O es ist...

Mad. Dur. Was dann?

Louise. Die zwey letzten Mahle, als wir da waren...

Mad. Dur. Nu, was ist euch begegnet?

Louise. Ein Herr ist uns immer auf den Fusse nach gegangen...

Mad. Dur. Und... Aline, war sie bey euch?

Louise. Freylich ja, und der Herr hat kein Auge von ihr weggewandt. Er hat sich dahin gesetzt, wo wir waren. Jungfer Aline hat ihren Fächer fallen lassen, er hat ihn schnell aufgehoben, und ihr zurückgestellt.

Silvie. Darauf hat auch Aline mich heimlich gebethen, weiter zu gehen, wir sind aufgestanden, aber der Herr ist uns nachgefolgt, das hat uns bewogen, nach Hause zu gehen. Aber ich versichere sie, Mama, Aline hat sich das nicht zugezogen, dann auf dem Spaziergange ist sie noch mehr eingezogen, als im Laden.

Louise. 'S ist wahr, sie drehet den Hals nie herum, sie ist für ihr Alter sehr gesetzt, man muss ihr in diesem Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Mad. Dur. Und den letzten Sonntag, ist dieser Herr euch abermahls nachgegangen?

Louise. Mein Gott ja; ich habe ihn die erste bemerkt, und erkannt, obwohlen er anders gekleidet war, erinnern sie sich noch Jungfer Silvie, dass ich sie mit dem Elbogen gestossen, hernach Jungfer Aline angeschaut habe, sie ist feuerroth geworden!...

Mad. Dur. Und der Herr, schien er euch jung, war er gut gekleidet?

Louise. O er ist ein hübscher Mann, mag fünf oder sechs und zwanzig Jahre haben, wenn er frisir wäre, hätte er ein sehr schönes Gesicht aber er hat fast kein Haar oben, ganz abgeschnitten, auch schielt er, so, nach der Seite ... bey alle dem ist er sehr artig anzusehen. Vorgestern hat er ein ganz goldenes Kleid gehabt, und einen Diamantknopf am Halse, der muss fein gewesen sein, dann er glänzte wie die Sonne.

Mad. Dur. (für sich.) Wie besorgt macht mich diess alles!

Silvie. Mama, da kommt Madame Bertrand mit der kleinen Lili.

SECHSTER AUFTRITT.

Madame Bertrand. Lili und die Vorigen.

Mad. Dur. Guten Tag, meine Nichte, kommst Du einen Löffel Suppe mit uns essen?

Mad. Bert. Ja meine Tante; wenn Sie es erlauben: ausser dem so hab' ich eine Gnade von Ihnen auszubitten, es ist heute Feyertag, ich wünschte Silvien eine Unterhaltung zu verschaffen, die ihr gewiss gefallen wird.

Mad. Dur. Davon werden wir nachher sprechen; Silvie gehe, und siehe Dich in der Küche ein wenig um, dann wirst Du zwey Regeln aus der Rechenkunst machen, und eben so viel Blätter aus der Nachfolgung Christi abschreiben.

Silvie. Mama, das kann ich nicht alles vor Mittag zu Ende bringen.

Mad. Dur. Thut nichts, was Du jetzt nicht fertig machest, das endigest Nachmittag; Du weisst, dass Du nicht eher ausgehest, bis das alles geschiehet.

Silvie. Ja Mama. (Geht ab.)

Mad. Dur. Louise, führe sie die Kleine hinaus, komme her bevor Lili, lass Dich küssen.

Lili (gehet sie küssen.) Bin frisirt, Tante, hab' schöne Schuh, neue, seyn roth. (Zeigt ihre Schuh.)

Mad. Bert. Ja, aber was gilts, der kleine Finger der Tante, hat ihr schon gesagt; dass Du Dich nicht wolltest frisiren lassen, und das Du die Kräuslerin recht geärgert hast.

Lili. Warum hat sie mich so gerauft, und so lang sitzen lassen.

Mad. Bert. Man muss etwas leiden, um schön zu seyn.

Lili. Muss man denn schön sein, Tante?

Mad. Dur. Nein mein Kind, aber gut und gehorsam muss man sein, wenn man gefallen will, und wenn es Deine Mama befiehlt, dass Du Dich frisiren lassest, so musst ihr folgen, sonst wird man Dich nicht gern haben.

Lili. Mama, ich werde alles thun, was Du schaffst; aber lass' mich lieber lesen ein Paar Blätter mehr, als so lang brennen und raufen.

Mad. Dur. Gehe jetzt mein Kind spielen, Silvie soll Dir ein Spielzeug geben.

Louise (will sie weg führen.) Komme kleine Maus.

Lili. Ich kann schon allein gehen. (Läuft ab.)

Mad. Bert. Rechtes Quecksilber ist das Mädl.

Mad. Dur. Louise, gib sie Acht auf die Kleine.

SIEBENTER AUFTRITT.

Madame Durocher und Madame Bertrand.

Hernach Catharine.

Mad. Bert. In Wahrheit meine Nichte, Deine Kleine hat Ursache sich über ihre Frisur zu beklagen, ich wollte Dir nichts in ihrer Gegenwart sagen,

dann, man soll nie Aeltern vor ihren Kindern ermahnen.

Ma d. Bert. Aber meine Tante, sie ist so ein lieber Affe, wenn sie frisirt ist.

Ma d. Dur. Nichts weniger, sie ist viel artiger, wenn sie bloss ausgekämmt ist, dieser Patzen von Pommade und Haarstaub macht sie schwarz, wie eine Schermaus. Doch, was viel wichtiger ist, ist dass sie verleitet wird, eine Müssiggängerinn zu werden, und ihre Zeit vor dem Spiegel mit ihrem Putze zu verändeln. Du wirst aus ihr eine Verschwenderrinn, und Buhlerinn ziehen.

Ma d. Bert. Gott behüte! meine Tante, ich hoffe vielmehr durch Ihren guten Rath mich und mein Kind vor solchem Uebel zu bewahren.

Ma d. Dur. Liebe Nichte, da Du meinen Rath nicht verschmähest, so will ich Dir gleich einige Kleinigkeiten in Betreff Deiner Lili bemerken; zu was Ende erfindest Du solche Possen, als rede ein kleiner Finger, und verklage Kinder bey ihren Aeltern? derley unnützes Geschwätz, verhindert die Entwicklung des Verstandes der Kinder, und machet, dass sie über die gehörige Zeit kindisch bleiben. Zugleich vermindert es ihr Zutrauen zu Vater und Mutter, wenn sie einsehen, dass diese sie ohne Noth betrogen haben. Denken auch wohl, dass es ihnen gleichfalls erlaubt sey zu lügen. Man soll Kinder nie hintergehen, sondern, so viel es ihre Einsicht zulasset, vernünftig mit ihnen sprechen. Zudem, so ist es ungleich nützlicher für beyde, wenn Kinder über-

zeugt sind, man wisse ihre Handlungen, weil man mehr Einsicht und Vernunft besitzt, auch sie immerhin beobachtet. Dadurch lernen sie das Alter und Erfahrung schätzen, was sie von manchen Thorheiten abhalten kann. Endlich, da wir im Vertrauen sprechen, muss ich Dir offenherzig gestehen, dass ich es nicht billigen kann, wenn Du Dich von Deinem Kinde du nennen lassest.

Ma d. Bert. Ach meine Tante, es ist ein wahres Vergnügen für mich, um so mehr, da ich mir vorgenommen habe, mein Kind durch Liebe, und nicht mit Furcht zu erziehen.

Ma d. Dur. Da hast Du vollkommen recht, meine Nichte, aber das Mittel hast Du nicht gut gewählt; ein Kind soll nie seine Aeltern als Kameraden betrachten, diess ist wider die Ordnung. Indem Du Dich herabwürdigst, verlierst Du von Deinem Ansehen, folglich fällt eine wichtige Ursache weg, Dich zu lieben. Glaube mir, wenn man aus dem Herzen seines Kindes die Hochachtung verbannt, so hat die wahre Freundschaft aufgehört, welche das Wesentlichste bey einer guten Erziehung ist. Du brauchst desswegen nicht strenger mit Deinem Kinde zu verfahren, es soll Deine wahre, aber vernünftige Liebe erkennen, und überzeugt seyn, dass es keinen bessern und aufrichtign Freund hat, als Dich. Wir sollen Kindern keine Furcht, aber eben so wenig Vertraulichkeit einflößen, dann diess letztere zieht immer Geringschätzung nach sich.

Mad. Bert. Ich begreife es meine Tante, und versichere Sie, dass ich mich vollkommen nach Ihnen richten werde, indem mein sehnlichster Wunsch ist, meine Tochter so gut erzogen zu wissen, als Ihre Silvie ist. Nur will ich Ihnen anmerken, dass heut zu Tage vornehme Herren und Damen sich von ihren, auch schon erwachsenen Kindern duzen lassen; ich meinte also, diess geschehe bloss, um Söhnen und Töchtern mehr Liebe, als Furcht gegen sich einzuflössen. Denn solche Herrschaften werden es doch besser verstehen, als unser eines, die wir uns gewöhnlich nach ihnen richten, und denken, dass der gute Ton der Welt es erfordert...

Mad. Dur. Du hast Recht zu sagen, meine Liebe, dass Personen unseres Standes sich meistens nach den Vornehmen richten, aber leider ist diess auch gerade eine Schwachheit, die uns anklebt; und nur zu oft unseren Stand in den Augen der Grossen lächerlich macht. Glaube mir, es ist nicht immer buchstäblich für das Beste zu halten, was vornehme Leute thun. Ich rede aus Erfahrung. Du wirst lachen, wenn ich Dir eine Unterredung kurz mittheile, die ich vor wenigen Wochen über diesen Punct bey der Frau Baroninn von Artie mit angehört habe. Diese Dame, die seit zwanzig Jahren alle feine Wäsche für sich, und ihre Frau Tochter bey mir verfertigen lässt, hatte eine Bestellung für diese auf das Land, wo sie mit ihrer Familie wohnt. Sie war so gütig, da sie weiss, dass ich seit meiner letzten Krankheit schwach auf den Beinen bin, ihre Kutsche um mich zu schicken. Ich traf den wür-

digen gelehrten Herrn von Bollet bey ihr, sie redeten von der jetzigen Erziehung, welche dieser Dame nicht ganz zu behagen schien, und sie freuete sich, dass ihre Tochter und ihr Gemahl eben solche so wenig billigten. Am wenigsten wollte ihr gefallen, dass sich Aeltern von ihren Kindern du nennen liessen. Sie schrieb diese verkehrte Mode, wie sie sich ausdrückte, einigen schwermerischen Reisenden zu. Denn, solche aus den schönen Werken der alten Römer herzuleiten, wollte sie ihnen die Ehre nicht einräumen, da die wenigsten heut zu Tage sie lesen, oder verstehen würden; also jenen nur, welche manche Gegenden der Schweiz, Graubünden, Schottland, oder gar einige Provinzen des Türkischen Kaisers besuchten, und von diesen vielleicht gutmüthigen, aber gewiss rohern Bergbewohnern, die sie Naturmenschen nennen, ihre wenig gebildete und ausdrucksarme Redensart mitgebracht, um sie auf neuere schon verfeinerte, durch Jahrhunderte ausgearbeitete Sprache einzuimpfen, wie nicht minder ihre derbe Sitten hier zu verpflanzen; damit wir nicht dahin zu reisen brauchten, um Kenntnisse darüber einzuhohlen. Ich befürchtete so gar," setzte sie hinzu, „dass nächstens ein Bewunderer dieser einfachen Naturmenschen über meine eingelegte und gewichste Fussböden mit spitzigen Eisen besetzten Stiefeln daher steigen wird, um mir zu zeigen, wie die Gemsejäger oder Bauern, Eisgebirge erklettern." Mit einem Worte schloss sie, „ich finde mehr Affectirtes, als Natürliches in der ganzen Sache."

Mad. Bert. Und was sagte der Herr von Bollei dazu, war er auch der Meinung der Baroninn? oder hat er etwas von seiner Art zugesetzt, denn, wie mein Mann, der ihn persönlich kennt und schätzt, sagt, er soll eben so scherzhaft im Umgange, als ernsthaft und geistvoll in seinen Schriften seyn.

Mad. Dur. In der That scherzte er auch damit einem ernstlichen Gesichte, so, dass die Dame und ich von Herzen lachen mussten. „Um Vergebung, gnädige Frau,” sagte er, „dass ich Sie auch auf die wesentliche Bequemlichkeit dieser Mode aufmerksam mache, die Ihnen entgangen ist, die ich aber oft Gelegenheit habe, zu beobachten. Es gibt mehrere ausschweifende Väter, welche sich von ihren Jugendsünden, entweder nicht trennen wollen, oder können, wie sauer würde es ihnen ankommen, sich vor ihren heranwachsenden Söhnen, der unzüchtigen Worte, schlüpferiger Zweydeutigkeiten und Possen, zu enthalten! Um diess freyer thun zu können, denken sie sich, nicht in der Gesellschaft ihrer Söhne, sondern muthwilliger Freunde und Kameraden zu seyn; und es fällt der Zwang weg, den sie aus Wohlstand beobachten müssten. Der nämliche Fall trifft bey den geschäftslosen Damen ein, welche nach stark zurück gelegtem halben Jahrhundert noch jung und verbuhlt seyn wollen. Da sie aber einsehen, wie lächerlich es in ihrem Alter sey, von nichts als Putz, Moden und Unterhaltungen zu sprechen, ja so gar Liebhaber sich zu erdichten, trachten sie ihre Jahre dadurch zu verbergen, dass sie Töchtern, Nichten, oder sonst bekannten jungen Frauenzimmern

aufdringen, sie nicht wie Mütter, Tanten oder Ehrfurcht gebiethende Matronen, sondern als Freundinnen, Vertraute und Gespielinnen zu behandeln. Um sie von der Wahrheit zu überzeugen, führe ich Ihnen zum Beweise, aus sehr vielen andern, nur meine Nachbarinn, Madame Maigrotte an. Ich hörte sie vor wenigen Tagen einem siebzehnjährigen Mädchen die Geschichte der berühmten Buhlerin, Ninon Lenclos erzählen, wie sie noch in ihrem siebzigsten Jahre einen jungen Menschen gefesselt, und bis in das neunzigste, frey und ungebunden gelebt hat... Die ganze erbauliche Moral dieser Unterredung der fast sechzigjährigen Frau ging dahin aus, dass das unbefangene Mädchen, sie noch für jung halten, und ihre seltsame Träume von Eroberungen, als flatterhaften Leichtsinn ansehen möchte... „Mein Gott! welche alberne Schwachheit von der guten Maigrotte, sich mit der schönen Ninon Lenclos zu vergleichen!“ sagte lachend die Baroninn, welche vielleicht in ihrem siebzigsten Jahre noch mehr Annehmlichkeiten mag gehabt haben, als diese in ihrer Jugend nicht hatte, ich kenne sie seit fünfzig Jahren, sie konnte sich bis in ihr fünf und dreyssigstes keinen Anbether erseufzen, und wenn der gutherzige alte Maigrotte sich ihrer nicht erbarmt hätte, würde sie die Ehre haben, noch eine Jungfrau zu seyn... Du siehst aus diesem, liebe Nichte, dass wirklich vernünftigen Menschen die Thorheiten ihrer Bekannten nicht entgehen, und dass sie diese Masque der Zärtlichkeit, Freundschaft und Liebe gegen ihre Kinder im Herzen belachen.

52100000

Mad. Bert. Dank Ihnen, beste Tante, für Ihre weise Lehren, ich werde solche gewiss bey der Erziehung meines Kindes benützen, und nichts verabsäumen, um sie vollkommen zu bilden.

Mad. Dur. Eine gute Erziehung, meine Liebe, ist der beste Beweis der mütterlichen Zärtlichkeit, und das vortheilhafteste Geschenk, so wir unsern Kindern machen können. Was gedenkst Du Deiner Lili lernen zu lassen?

Mad. Bert. Ich habe grosse Lust, ihr einen Musikmeister zu geben, der sie im Singen unterrichten soll.

Mad. Dur. Das rathe ich Dir nicht, liebe Nichte, singen und tanzen sind schon in sich unnütze Talente, und in unserem Stande können sie auch gefährliche Folgen haben.

Mad. Bert. Ich verstehe meine Tante, was Sie damit sagen wollen, aber wir sind aus gutem Hause, und Gottlob, auch vermöglich genug, um das, was sie meinen, befürchten zu können.

Mad. Dur. Bey alle dem, so sind wir doch nur Kaufleute, und vom Bürgerstande, und unglücklicher Weise, hat man mehr als ein Mädchen, von eben so guten Aeltern, als wir sind, als Sängern, oder Tänzerinn in einem Theater auftreten gesehen. Ich gestehe, es ist ein seltener Fall, unnatürliche Töchter anzutreffen, die ihrer Familie gleichsam den Dolch auf ähnliche Art in das Herz stiessen, aber wir haben es doch beyde mehr als ein Mahl erlebt. Und du weist, welch ein leichter Schritt von einem so müssigen,

und unordentlichen Leben, als diese Leute führen, zur Schande und Laster sey.

Mad. Bert. Gesetzt auch, es ereignete sich der Fall, so hätten wir noch Credit, ein so bosshaftes Geschöpf, aus dem Theater ziehen, und es auf sein Lebtag einsperren zu lassen.

Mad. Dur. Es ist kein Zweifel, meine Liebe, aber sollten nicht Aeltern alles verhüten, um nicht zu diesen äussersten Mitteln schreiten zu müssen, und sich sammt ihrem fehlenden Kinde den bösen Zungen Preis zu geben. Verbuhlte Mädchen sind immer verächtlich: aber in unserem Stande sind sie die Verworfensten, da sie mehreren Gefahren ausgesetzt sind, als jene, die ihre Geburt, höherer Rang und edlere Erziehung, von bösen Gelegenheiten entfernt halten.

Mad. Bert. Also müssten wir aus Furcht einer Gefahr, unserer Kinder Talent ganz vernachlässiget wissen.

Mad. Dur. Diess ist nicht meine Meinung, was Du sagst, gute Nichte. Siehe, ich bin kein gelehrtes Weib, aber in meinen müssigen Stunden lese ich gern gute Schriften. Mein seliger Oheim, der Rechtsgelehrte, hat mir ein Geschenk von etlichen fünfzig Büchern gemacht, worunter ausser Predigten und Erbauungsbüchern, auch mehrere vortreffliche Werke über die Erziehung der Frauenzimmer sich befinden. Ich sehe aus denen, dass man wirklich gut erzogen seyn müsse, um in einem jeden Stande seine Pflichten zu befolgen. Darum wollte ich, das mei-

ne Silvie auch Geschmack an guten Büchern fände, nebstbey, dass sie schön und ohne Fehler schreibe, besonders aber gut rechnen wisse, zudem lasse ich sie Zeichnen und Sticken lernen, im Feinnähen gebe ich ihr selbst den Unterricht; auch muss sie in der Kochkunst nicht unwissend bleiben; alles diess ist nicht nur angenehm und unterhaltend, sondern auch höchst nothwendig für eine gute Hausfrau, die durch derley Beschäftigungen sich einst Geld verdienen, oder gewiss das ersparen kann, was sie sonst für ihren Putz ausgeben müsste... Doch von dieser Sache werden wir noch oft Gelegenheit haben zu sprechen. Jetzt sage mir die Unterhaltung, welche Du heute meiner Silvie machen wolltest?

Mad. Bert. Ich wünsche sie in die Komödie zu führen; meine Schwester war den letzten Sonntag darin, und erzählte mir, dass recht hübsche Stücke für Kinder aufgeführt werden, es ist nicht im grossen Theater, noch in der Opera, diese sind zu kostbar für uns, da aber kostet der erste Platz nicht mehr als einen halben Thaler, wir können uns also leicht dieses Vergnügen verschaffen, ohne unserem Hauswesen zu schaden. Neulich soll gar ein lustiges Spiel gegeben worden seyn: „Die Liebe als Werber,“ es spielen bloss kleine Mädchen von zwölf bis dreyzehn Jahren, die recht artig aussehen.

Mad. Dur. Du bist der Meinung, meine Nichte, das diese Kinder ganz ehrbare Stücke spielen, welche unsere Töchter ohne Gefahr sehen können? nichts weniger als das... Ich war ein Mahl auch in

diesem Theater, bloss um zu sehen, ob ich meiner Silvie erlauben könnte, dahin zu gehen, es war gerade dieses Stück, wovon Du sagst, aufgeführt; nun, ich versichere Dich, dass ich untröstlich wäre, wenn ich eine von meinen Mädchen mitgenommen hätte. Du kannst keinen Begriff von der Ausgelassenheit haben, mit welcher es vorgestellt wird. Frechheit, Unverschämtheit, Zotten, die eine ehrliche Person schamroth machen, sind der Stoff dieses verworrenen Spieles, und überhaupt aller, die da gegeben werden.

Ma d. Bert. Pfuj der Schande!... und solche Unanständigkeiten setzt man in den Mund dieser Kinder! das ist doch unerträglich... Aber wie können doch Mütter von unserem Stande ihre Töchter in solches Lasternest führen?

Ma d. Dur. Weil der beste Platz nur fünf und vierzig Kreuzer kostet.

Ma d. Bert. Eine schöne Ursache in der That, ich möchte eine Mutter sehen, wie sie sich benimmt, ihrer Tochter die Ehrbarkeit zu empfehlen, nachdem sie ein solches Stück mit einander gesehen, belacht, und beklatscht haben. Ich werde meiner Schwester recht derb die Wahrheit darüber sagen. Es ist doch auch immer die Polizey daran Schuld, dass sie die Sitten der bürgerlichen Gesellschaft so verderben lässt.

Ma d. Dur. Es ist zu hoffen, dass bald die Regierung es erfährt, und dem allgemeinen Verderbnisse Schranken setzen wird.

Mad. Bert. Wohlan, meine Tante, wenn Sie erlauben, so werden wir wie letzthin, einen Spaziergang machen.

Mad. Dur. Ich denke auch, meine Liebe, Ihr werdet alle besser daran seyn, erstens ist es unterhaltender und gesünder, wenn ihr im Freyen der reinen Luft geniesset, als dass ihr in einem engen Raume gepresst, halb ersticken sollt, um nichts Ehrbares zu hören, noch zu sehen, dann könnt Ihr für dieses Geld einen Wagen auf ein Paar Stunden nehmen, und Euch in einem Garten eine kleine Jausen geben lassen.

Mad. Bert. Recht gern, meine Tante. Kommt Aline auch mit?

Mad. Dur. Ja... à propos von ihr, ich bin sehr in Sorgen wegen dem Mädchen... sie ist seit gestern ausserordentlich betrübt... Das letzte Mahl, als sie mit Euch war, soll ein junger Herr vom Adel ihr immer auf dem Fusse nachgegangen seyn, hast Du nichts bemerkt, Silvie und Louise sagten mir diess heute.

Mad. Bert. Nein, dann ich bin gewohnt, sie von allen begafft zu sehen, sie ist so auffallend schön.

Mad. Dur. Betragt sie sich ehrbar auf dem Spaziergange?

Mad. Bert. Sehr: ich habe nicht leicht ein bescheideneres Mädchen gesehen, man würde sie nie für ein gemeines Mädcl halten, ihr Anstand, ihre Höflichkeit, selbst ihre Sprache deutet auf einen höhern Stand als der, in dem sie ist.

Mad. Dur. Die Frau Marquissin von Solange, die eine sehr verdienstvolle Dame ist, hat sie von Kindheit mit vieler Sorgfalt erziehen lassen, indem sie sie als Kammermädchen für ihre Tochter bestimmt hat. Ich habe seit mehreren Jahren die Ehre, diese Dame mit Leinen- und Wäschzeuge zu versorgen. Bevor sie nach Italien ihre Verwandte zu besuchen abgereist ist, wo sie auch einige Jahre zu verbleiben sich vorgenommen, hat sie das Mädchen zu mir in die Lehre gegeben, zugleich sie aufs beste meiner Sorgfalt an empfohlen. Ich würde also wirklich untröstlich seyn, wenn sie die geringste Unbesonnenheit beginge. Da mir nun meine Gesundheit nicht immer erlaubt, mit ihr auszugehen, bitte ich Dich, ein wachsameres Auge auf sie zu haben, sie ist jetzt fünfzehn Jahre alt, eine vernünftige Aufseherinn muss nie bey jungen Mädchen das Auge zudrücken.

Mad. Bert. Ich werde gewiss nichts verabsäumen, meine Tante, aber bey ihr dachte ich gar keine Gefahr zu befürchten; dann wie ich sage, sie ist so eingezogen, als nur ein Fräulein vom besten Hause es seyn kann... Ist sie nicht eine Waise?

Mad. Dur. Allem Anscheine nach; ihre Mutter, eine junge Bäuerinn, hatte, wie mir die Frau Marquissin selbst erzählte, einen hübschen Kerl, der eben so jung als sie war, geheirathet; sie starb in der Woche mit diesem Kinde, der Vater, ein rascher, unerfahrener Mensch, der kein Haus, kein Hof hatte, liess sich unter die See-Soldaten anwerben, und ging nach America, wo er vermuthlich im letzten Kriege
seinen

seinen Tod gefunden. Die Marquise nahm das verlassene Kind in ihr Schloss, und liess es mit ihrer eigenen Tochter erziehen...

Catharine (kommt herein.) **Madame**, die Suppe steht auf dem Tische.

Mad. Dur. Komm meine Liebe, gehen wir.
(Gehen beyde ab.)

ACHTER AUFTRITT.

Catharine (allein.)

Da hab' ich sechzehn Dukaten, **Jungfer Aline** wird sich freuen, ich muss ihr sie noch vor dem Essen zustecken, vielleicht bekommt sie einen besseren Appetit. (Gehet ab.)

ZWEYTER AUFZUG.

Voriges Zimmer.

ERSTER AUFTRITT.

Catharine (allein, schaut und sucht unruhig.)

Sie ist nicht da... wo mag sie stecken? das Gewölb ist gesperrt, in ihrem Zimmer ist sie auch nicht, sie muss nur in die Kuchel gangen seyn, muss g'schwind sehen...

ZWEYTER AUFTRITT.

Louise und Catharine.

Louise. Catharine, weiss sie nicht, wo Aline ist? da sie nicht zum Tische kommen wollte, ist Madame besorgt, ob sie nicht krank sey, und fragt nach ihr, ich suche sie überall, und kann sie nicht finden.

Catharine. Wo wird sie seyn? in der Kuchel.

Louise. Eben komme ich von dort, und habe sie nicht gesehen.

Catharine. Ach, so weiss der Himmel, wo sie sich verbirgt.

Louise. Ich glaube gar, sie ist ausgegangen.

Catharine. Wie? allein geh't sie nie aus, und niemand anderer ist da g'wesen.

Louise. Da kommt Jungfer Silvie, die ist ganz ausser sich...

DRITTER AUFTRITT.

Silvie und die Vorigen.

Silvie. Ach Louise... ich bin in der grössten Verzweiflung... Aline!

Louise. Was hat sie angestellt?

Silvie. Ist durchgegangen.

Catharine. Durchgegangen, das ist unmöglich, sie wird im Hofe unten seyn.

Silvie. Nein, sie ist nicht im Hause, ein kleiner Savojarde hat eben meiner Mutter gesagt, er habe sie vor einer halben Stunde über die Gasse laufen gesehen.

Catharine. Du Heiland der Welt, wer hätt' sich das eingebild't!

Louise. O, ich habe immer vermuthet, dass sie so was anstellen wird; sie war immer so hinterhältig!

Silvie. Man muss nicht voreilig sie verdammen, ich kann noch nicht glauben, dass sie eine schlechte Person sey, sie war zu ehrlich.

Louise. Doch, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, das in die weite Welt läuft, muss nicht viel Gutes an sich haben.

Catharine. Jungfer Silvie, sagen Sie mir zur Gnad; ist Ihre Frau Mutter recht böse auf sie?

Silvie. Sie weint, sie ist untröstlich... sie hat an den Herrn Polizey-Lieutenant geschrieben, um sie aufsuchen zu lassen. Aber — ich höre meine Mutter mit Madame Bertrand reden...

Louise. Ja, da ist sie.

VIERTER AUFTRITT.

Madame Durocher. Die Vorigen.

Mad. Dur. Silvie, gehe, beurlaube Dich von der Madame Bertrand, sie gehet nach Hause. Gehe sie auch hinaus, Louise. Catharine, bleibe sie da, ich habe mit ihr allein zu sprechen.

(Louise und Silvie gehen ab.)

FÜNFTER AUFTRITT.

Madame Durocher. Catharine.

Catharine. Mein Gott, Madame! Sie werden mich doch nicht der Flucht der Jungfer Aline beschuldigen; 's wär' wahrlich nicht gerecht.

Mad. Dur. Catharine, ich habe sie immer für ein ehrliches Mädchen gehalten...

Catharine. Gottlob, ich kann jedermann frey ins G'sicht sehen, unrecht thu' ich gewiss vorsetzlich niemanden.

Mad. Dur. Darum hoffe ich, dass sie mir die Wahrheit nicht verhehlen wird, hat ihr Aline nie etwas anvertraut?

Catharine. Nein, Madame, so wahr als ich einst gerecht sterben wünsche, so gestehe ich's Ihnen, dass ich kein Wort von ihrer Flucht gewusst.

Mad. Dur. Die Kleider des Mädls waren doch in ihrer Kammer, sie hat alles weg geschleppt bis auf etwas Wäsche, wie sollte sie das nicht bemerkt haben?

Catharine. Ja, sie hat mich behext... Das ist wahr.

Mad. Dur. Sie hat also gewusst, dass sie ihre Sachen aus dem Hause geschafft hat?

Catharine. Das verstehet sich... hab' ja ich alles verkauft...

Mad. Dur. Ist das wahr?

Catharine. Freylich, wegen einer vorgeb'nen alten Mam, dann jetzt seh' ich wohl, dass sie mich mit dem betrogen hat, die kleine Häuchlerin; da hat sie g'weint und g'fleht, meine liebe Catharine da, und meine gute Catharine dort, bis ich allen ihren Plunder verkauft hab; und ihr erst vor'n Essen sechzehn Dukaten gab: das war der Schlüssel, mit dem sie 's weite Feld auf'sperrt hat... Der Nickel mit ihrer alten Mam da.

Mad. Dur. Ich verstehe kein Wort von der ganzen Geschichte, die sie mir da sagt.

Catharine. Und 's is doch klar, wie d' Sonn, da hat 's 'knaut 'kräht. . . Ihr' alte Mam is Elend, hat nit z'leben, braucht Geld, und d' Madam darf's nit wissen, weil S' ihr Geld geben möcht'n: hernach hat s' mir ein alt's schmierig's Blatt zeigt. Is von meiner alten Mam hat 's g'sagt, und da hat s' die Kleider verkauft, als wenn s' ihr Geld schicken wollt, verstehen S' mich. . . Schau die Bossheit von der Flitschen, oh sie hat s' Faust dick hintern Ohren, so ein rotzig's Madl von fünfzehn Jahren weg zu laufen mit so einem jungen Laffen da. . . Respect seinem Charakter, was er ist.

Mad Dur. Was! Sie weiss also den Menschen, der die Unglückliche verführt hat?

Catharine. O ich setzet d' Hand an s' Feuer, dass es der saubere Marquis von Olsey ist, er is heut in's G'wölb auch kommen.

Mad. Dur. Aber ums Himmels Willen, Catharine, dass sie mir keinen Wink davon gegeben hat?

Catharine. Ich hab' auch grosse Lust dazu g'habt, aber d' Jungfer Aline hat mich gebethen, Ihnen nichts davon z' sagen, weil S' ihr Geld leihen möchten. . .

Mad. Dur. Ich hätte ihr sollen Geld leihen, zu was denn?

Catharine. Ja, das war eben, um die Grossmüthige z' machen, verstehen S' es jetzt?

Mad. Dur. Es vergeht mir die Geduld, wie sie durch einander redet. . . Aber was ist das für Lärm draussen.

Catharine. Is a ganze Judenschul. . . Gott verzeih mirs, ich höre die Stimm' der Jungfer Aline.

SECHSTER AUFTRITT.

Aline. Silvie. Louise und die Vorigen.

Mad. Dur. Sie ist es. . .

Catharine. Jesus Maria! steh mir bey, s' is mit Leib und Seel da.

Silvie. Mama, sie ist da, sie ist von sich selbst gekommen, sie sagt, sie sey unschuldig. Ach, Mama, vergeben Sie ihr, und nehmen sie wieder auf!

Aline (fällt vor ihr nieder.) Ach, Madame! entschuldigen Sie mich. . .

Mad. Dur. Und wo kommt sie her, nichts-würdiges Geschöpf?

Aline. Ach, Madame! schimpfen Sie mich nicht, ich bin ohne diess unglücklich genug! . . . Gewiss, ich verdiene Ihren Zorn nicht.

Mad. Dur. Gehe hinaus, Silvie, lasset mich allein mit ihr.

Aline. Nein Madame, entfernen Sie niemanden, ich habe Ihnen nichts zu sagen, was nicht alle hören könnten.

Mad. Dur. Rede sie frey, wo kommt sie her?

Catharine. Ja, ja, dass is s' erste, was man z' wissen braucht.

Aline. Ich habe heute einen Beutel mit fünfzig Louisd'or, eine goldene Büchse, und ein Billet erhalten.

Catharine. Ah, ah, das is' was anders, als das schwarze Papier, was s' mir 'zeigt hat.

Aline. Ich habe diese hässlichen Geschenke in meiner Tischlade gefunden, ich war versichert, dass man Joseph bestochen hat, um sie hinein zu legen.

Catharine. Der kleine Tagdieb, den will ich abschippeln, dass ihm die Zähne klappern, wart nur.

Mad. Dur. Und weiss sie, von wem diese Geschenke kommen?

Catharine. Ja, ja, ich dünkte schier, dass s' ihn kennt.

Aline. Von Herrn Marquis von Osley.

Mad. Dur. Der da in der Strasse wohnt?

Aline. Ja, Madame.

Mad. Dur. Jetzt aber zur Sache, warum ist sie allein ausgegangen?

Catharine. Ja wohl, da steckt der Fuchs.

Mad. Dur. Und wo war sie denn?

Aline (verwirrt.) Ich habe das zurück getragen, was ich gefunden habe.

Mad. Dur. Was! Sie war beym Herrn von Olsey?

Aline. Nein, Madame, ich habe es versiegelter dem Thorwart übergeben; mit der Aufschrift an die Gräfinn seine Mutter.

Mad. Dur. Und warum denn dieser Dame?

Aline. Weil ich ihr einen Brief geschrieben habe.

Mad. Dur. Aline, alles diess, was sie sagt, ist sehr unwahrscheinlich.

Aline. Ich habe Ihnen die reine Wahrheit gesagt.

Mad. Dur. Ist sie hinein gegangen zu der Gräfinn?

Aline. Nein, Madame.

Mad. Dur. Es braucht ja keine Viertelstunde, um von dem Hause der Gräfinn hin und her zu gehen, und sie war über anderthalb Stunden aus?

Catharine. Sie muss sich abscheulich verirrt haben.

Mad. Dur. War sie sonst nirgends als da? Antworte sie.

Aline. Ja, Madame, ich war noch an einem andern Orte...

Mad. Dur. Wo dann?

Aline. Ich kann es Ihnen heute nicht sagen. . .

Mad. Dur. Wie? sie kann mir es nicht sagen, Elende!

Aline. Der Schein ist wider mich, ich sehe es. . . Aber Madame, ich bitte Sie um Himmels willen, sich meiner zu erbarmen. . . Eine unverletzliche Nothwendigkeit legt mir das Stillschweigen auf.

Mad. Dur. Ha! das heist zu weit die Unverschämtheit treiben. Bereite sie sich in dem Augenblicke mit mir in das Kloster zu gehen, wo sie so lange verbleiben wird, bis Madame Solange sie selbst heraus nimmt.

Silvie. Aline, vertrauen Sie sich meiner Mutter, wir werden alle hinaus gehen.

Aline. Nein, Jungfer Silvie, ich werde nichts mehr sagen; ich will lieber strafbar scheinen, als das Geheimniss, was man mir anvertraut hat, verrathen. . .

Mad. Dur. Und denket sie, dass ich mit solchen Ausflüchten mich begnügen werde, und von einem Mädchen, wie sie ist, hinter das Licht führen lassen?

Silvie. Aline, Aline, wie habe ich mich in Ihrer Person betrogen!

Aline. So bin ich dann wirklich im Verdacht, einer Niederträchtigkeit beschuldigt, und aus dem Hause, das mir so lieb war, unschuldig verstossen!

Mad. Dur. Sie ist nicht mehr würdig darin zu verbleiben.

Aline. O Himmel! wie unglücklich bin ich!...

Mad. Dur. Kein Wort mehr, komme sie mit mir.

Aline. Wie Madame, in diesem Augenblicke. Ach, gedulden Sie nur bis morgen, ich bitte, ich beschwöre sie!...

Mad. Dur. Nein, ich will nicht, dass sie unter meinem Dache schläft.

Aline. Und Sie, Jungfer Silvie, werden Sie nicht für mich bitten?

Silvie. Ich beklage Sie, aber lieben werde ich Sie nicht mehr.

Catharine (weinend.) Armes Kind, ich bedaure Sie doch von Herzen!...

Aline. Mein Gott, welch eine harte Probe legst du mir auf! aber du kennst meine Unschuld, du wirst mich nicht verlassen!...

SIEBENTER AUFTRITT.

Vorige. Louise (kommt eilends.)

Louise. Madame, es ist eine Dame da hergefahren, und wünscht mit Ihnen zu sprechen.

Mad. Dur. Ich bin jetzt nicht im Stande sie zu empfangen... Gehe Silvie führe sie in mein Zim-

mer. (Zu Louise) Wer ist sie dann, hat sie nicht nach ihren Namen gefragt?

Louise. Ja Madame, es ist die Gräfinn von Olsey...

Aline. Grosser Gott, was wird aus mir werden!...

Mad. Dur. Die Gräfinn von Olsey!...

Louise. Ja, da kommt sie...

ACHTER AUFTRITT.

Gräfinn von Olsey, und die Vorigen.

Aline. Himmel! was wird sie von mir sagen, ich zittere am ganzen Leibe... (Sie verbirgt sich hinter Catharine.)

Mad. Dur. (geht der Gräfinn entgegen.) Gnädige Gräfinn, Euer Gnaden werden verlangen mit mir allein zu sprechen, ich errathe nur zu leicht, was mir die Ehre dieses Besuches zubringt.

Gräfinn (zeigt auf Silvie.) Befriedigen Sie meine Neugierde Madame Durocher, ist diese junge Person nicht Aline, ihr Lehrmädchen?

Mad. Dur. Gottlob nein, Ihro Gnaden, es ist meine Tochter.

Gräfinn. Aber Aline, wo ist sie?

Mad. Dur. Die Unglückliche verbirgt sich, ohne zweifel mit recht... Doch ich bitte, gnädige Gräfinn sie zu schonen, und auf mein Zimmer zu kom-

kommen, da werden Euer Gnaden ohne Zeugen sagen können, was Sie mit mir und ihr befehlen werden...

Gräfinn. Was höre ich!... Aline ist im Verdachte! Nein, alle sollen Zeugen ihrer Tugend, und ihrer edeln Gesinnung seyn, wo ist sie?

Aline (kommt schüchtern hervor.) Da bin ich, gnädige Gräfinn!... Ach, vergeben Euer Gnaden meine Verwegenheit, und belieben mein Geheimniss nicht zu entdecken.

Gräfinn. Komm her, gutes ehrliches Mädchen, lasse Dich umarmen. (Umarmt sie.)

Mad. Dur. Wie? wäre sie wirklich schuldlos!...

Gräfinn. Schuldlos!... Es ist ein Engel in der Seele, so wie sie im Gesichte einem gleicht... Meine liebe Aline sey ruhig, Du hast kein Geheimniss mehr zu verwahren, Dein Vater ist in meinem Hause...

Aline (freudig.) Ach Gottlob!...

Mad. Dur. (verwundernd.) Ihr Vater!...

Gräfinn. Seine Sache ist ausgeglichen, mein Sohn hat es über sich genommen. Behalte keine Unruhe mehr in Deinem Herzen, mein liebes Kind.

Aline (wirft sich der Gräfinn zu Füßen, die sie aufhebt.) Tausend Dank gnädige Gräfinn, sie geben mir das Leben wieder, Gott wird es Ihnen vergelten!...

Gräfinn. Konntest Du einen Augenblick zweifeln, dass ich die Tugend verlassen werde?... Aber ich sehe das Erstaunen aller, die Dich umgeben, ich muss ihre Neugierde befriedigen, und zugleich Deiner Unschuld den wahren Glanz geben.

Mad. Dur. Ich bin ganz verwirrt, ich gestehe es, aber zugleich höchst erfreuet, das Aline, noch immer der Liebe werth ist, die wir für sie hatten; aber gnädige Gräfinn, ich bitte Sie sich niederzulassen, und uns diese sonderbare Begebenheit zu entdecken... Ich wusste gar nicht, dass Aline noch einen Vater hat.

Gräfinn. Ihr Vater hatte sich, bald nach dem Tode seiner Frau, anwerben lassen; und ging nach Amerika, wohin man mehrere Compagnien abschickte. Vor sechs Monathe kam er von dort zurück, und war zu dem Regimente meines Sohnes eingetheilt. Er vernahm, dass seine Tochter in Paris sey, bath um Urlaub, einige Wochen sich hier aufzuhalten, unglücklicher Weise hatte er im Wirthshause gleich den ersten Tag seiner Ankunft mit einem berauschten Soldaten Handel, sie zogen beyde vom Leder, und Alinens Vater stach seinen Gegner nieder. Nun entfloh er in die Vorstadt Saint Germain, wo er sich bey einem armen Schuhflicker, der ihn aufnahm, seit sechs Wochen verborgen hielt, er hatte seine ganze Baarschaft während dieser Zeit auf seine Kost und Arzeneyen, dann er war stark verwundet, und lag gefährlich die ganze Zeit darnieder, verbraucht; der arme Schuhflicker konnte ihn nicht länger bey sich behalten. Ohne

Geld, und aller Hülfe beraubt, auch stets in Furcht, wenn er entdeckt würde, als Mörder bestraft zu werden, schrieb er endlich seiner Tochter, die er nicht einmahl kannte, und schilderte ihr sein Elend. Der menschenfreundliche Schuhflicker überbrachte ihr gestern heimlich den Brief...

M a d. D u r. Du liebes Kind, das war also die Ursache ihres Kammers, den ich so übel deutete... Ach, hätte sie mir ihr Herz eröffnet!...

A l i n e. Das würde ich auch gethan haben, Madame, allein mein armer Vater bath mich, es niemanden, als seinem Obersten zu sagen. Nur der Marquis von Olsey, schrieb er, könnte ihn retten...

G r ä f i n n. Urtheilen Sie von der Verlegenheit, in welcher sich diess arme Mädchen befand. Mein Sohn, von ihrer Schönheit verblindet, hatte Absichten, die seiner, und ihrer Person unwürdig waren. Er lauerte auf Gelegenheiten, ihr seine Liebe erkennen zu geben, allein, sie hörte ihn nicht an, schlug standhaft alle seine Billete und Geschenke, die er ihr zuschickte, aus. Heute aber... Aline erröthe nicht, ich muss alles entdecken, um Deine Tugend zu verherrlichen . . . , hatte er ein namhaftes Geschenk mit einem künstlichen Briefe, wo er ihr ewige Liebe und Treue schwur, in ihre Tischlade verstecken lassen. Sie fand alles, aber ohne den Brief, noch den Beutel zu öffnen, ergriff sie die Partie mir zu schreiben; und mich um Schutz für sich und ihren Vater anzuflehen. Mein Sohn war eben

bey mir, als ich den Brief und das Packet, worin die Geschenke sammt dem Billeto lagen, erhalten habe. Ich stellte meinem Sohne die Abscheulichkeit seines Verbrechens vor, ein ehrliches und schuldloses Mädchen, das er vermöge seines Standes beschützen sollte, verführen, und seinen hässlichen Leidenschaften aufopfern zu wollen. . . Aline, ich gab ihm Deinen rührenden Brief zu lesen, und muss Dir es zu Deinem Ruhm, und meiner grössten Freude sagen, dass er über seine Thorheiten erröthete, mich beschwor, ihm zu vergeben, und auch von Dir seine Verzeihung zu erhalten. . . Er begab sich also gleich zu Deinem Vater, um ihm den Trost zu geben, dass sein Kamerad nur leicht verwundet worden, und ihn gar nicht angegeben hätte. Er ist nun in meinem Hause, wo er so lange verbleibt, bis mein Sohn seine Loslassung vom Regimente, und einen bessern Dienst versorgt haben wird. . . Ich liess ihn auf mein Zimmer kommen, wo er mir seinen Lebenslauf erzählte, und zuletzt gestand, Du hättest Deine Kleider für einen Vater, den Du nie gesehen, verkauft. Dieser schöne Zug von Deiner kindlichen Pflicht bewog mich am meisten, meine gute Aline, Dich selbst abzuholen, und in die Arme eines Vaters zu führen, der nicht aufhört Gott für eine solche Tochter zu danken. . . Mein Sohn von Reue durchdrungen, Deine Tugend auf eine solche Probe gestellt zu haben, ersuchte mich, Dir diese Geschenke nun als ein Zeichen seiner Achtung für Deine Tugend zu übergeben, er hofft, Du wirst

57

Dich nicht weigern, sie aus meiner Hand anzunehmen. . . (Sie überreicht ihr die Büchse und den Beutel.)

Aline. Ach, gnädige Gräfinn! das ist zu viel für ein armes Mädchen, wie ich, doch da Sie es befehlen, darf ich Ihre Grossmuth nicht ausschlagen. (Sie küsst der Gräfinn die Hand, indem sie den Beutel nimmt, die Büchse aber nicht.)

Gräfinn. Aline, Du musst auch diese Büchse behalten, nicht wahr Madame Durocher, damit sie sich immer erinnert, es als einen Lohn der Tugend, und nicht des Lasters bekommen zu haben?

Mad. Dur. Ja Aline, ja mein Kind. Nehme sie es aus der Hand dieser würdigen Dame, die so herablassend ist, und die Tugend in mein Haus zu suchen kommt. . . (Zu ihrer Tochter) Ach, meine Sylvie, merke Dir diesen Tag, und vergesse nie, dass unser Stand in den Augen der Grossen nur dann verächtlich ist, wenn sie ihn durch niedrige Handlungen entehrt sehen. . .

Gräfinn. Schande über den Adligen, der die Tugend, sey sie auch in einer Strohhütte, nicht zu schätzen weiss, oder gar sie zu kränken, und zu verführen sucht! . . . Doch, Madame Durocher, ich habe meine Commissionen nicht alle verrichtet. Ihr Haus ist ja ein Sammelplatz von Tugend und Redlichkeit. Mein Sohn gestand mir, dass er heute Ihrem Dienstmädchen zwey Louisd'or schenken wollte, bloss in der Absicht, sie Alinens wegen zu bestechen, allein diess ehrliche Mädchen erröthend

über seine Zumuthung wollte es auf keine Weise annehmen, ich hielt es für meine Pflicht, die echte Tugend zu belohnen. und aufzumuntern. (Sie gibt sechs Louisd'or der Madame Durocher, die es mit Verneigung annimmt und Catharinen reicht.)

Mad. Dur. Da gute ehrliche Person, nehme es, und gedenke, dass keine rechtschaffene Handlung unbelohnt bleibt, auch dass Gott die Herzen der tugendhaften Reichen lenkt, um sich bey ihm Verdienste zu sammeln.

Catharine (will der Gräfinn das Kleid küssen, sie reicht ihr aber die Hand.)

Gräfinn. Sey stets so ehrlich, mein Kind und bethe zu Gott, dass er mir nie seine Gnade versagt, Wohlthaten nach seinen Willen auszuüben.

Catharine (sich die Augen trocknend.) Ja, dass werd' ich gewiss nicht unterlassen!...

Gräfinn. Jetzt Madame Durocher, werden Sie mir erlauben, Aline mit mir zu nehmen, damit sie ihren Vater ohne Angst und Furcht umarmen kann. Um sieben Uhr werde ich sie wieder Ihrer vortrefflichen Aufsicht übergeben.

Mad. Dur. Sie stehet Euer Gnaden zu Diensten, aber wird es mir erlaubt seyn, Sie gnädige Gräfinn zu Ihrem Wagen zu begleiten?

Gräfinn. Sehr gern, meine gute Madame Durocher, führen Sie mich also. (Reicht ihr den Arm, und gehet ab.)

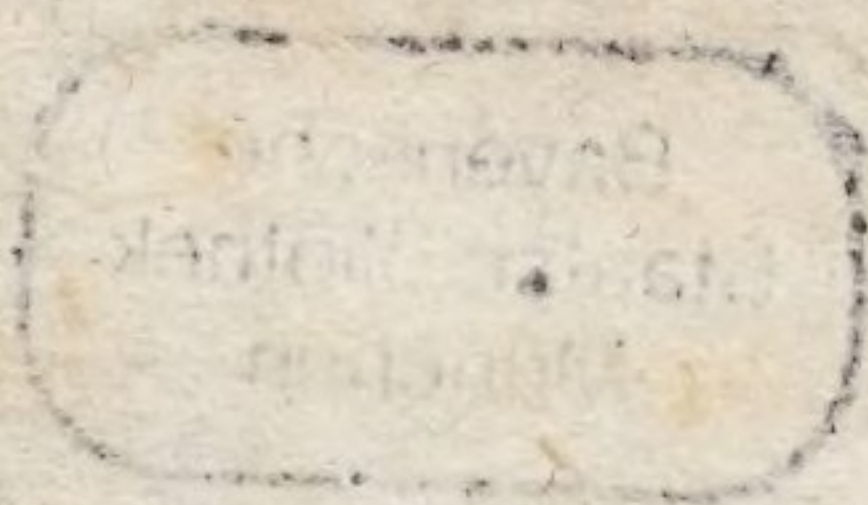
Aline

Silvie

} (umarmen sich und folgen nach.)

Catharine (zu Louise.) Das ist wohl ein herrlicher Tag für Jungfer Aline, aber mein Sechs, sie hat's auch verdient. So jung und so gescheid! Ich sag halt immer, Bosheit bleibt nicht unbestraft, und eine gute Handlung nicht unbelohnt. . . Aber warum schau'n Sie so verdriesslich aus, Jungfer Louise, gelt 's war auch eine gute Lehr' vor Sie heut da. . . Doch kommen S', kommen S', wir wollen sie von der Madame ihren Fenster weg fahren sehen. (Fasst Louis bey der Hand, und geht mit ihr ab.)

E n d e.



Druckfehler

in der ersten Geschichte.

Seite 37 Zeile 19 von oben s. alte l. mürrische Alte.
— 42 — 26 ferner fort — ferner.
— 42 — 28 Getümmel lebte — Getümmel fort lebte.
— 44 — 8 Ende war — Ende war wie.

In der zweyten Geschichte.

Seite 34 Zeile 13 s. meines Vaters l. meines Vaters Haus.
— 35 — 23 Habe — Hass.
— 40 — 14 er lediglich — es lediglich.
— 48 — 8 schenkten — mir schenkten.

In dem Lustspiele.

Seite 16 Zeile 13 s. mag fün l. mag fünf.
— 22 — 19 auf neuere — auf unsere.
— 22 — 23 befürchtete — befürchte.
— 26 — 17 Kinder Talent — Kinder Talente.

Bayerische
Staatsbibliothek
München



Pászthory, Joseph, ca. 1775- [Verfasser] [Übersetzer] / Pászthory, Joseph,
/ Arnaud, François Thomas Marie de Baculard <<d'>>,

Neuer Beytrag Zur Angenehmen Und Nützlichen Unterhaltung Für Alle Stände

[Varaždin] 1821

P.o.germ. 2107 w

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11394348-1